

W/3  
2483

A. Menschov  
Kaufmann

Aus baltischer Geistesarbeit.

Reden und Aufsätze

neu herausgegeben vom Deutschen Verein in Livland.

IV.

Walter von Plettenberg.

Frau von Krüdener.

Von

Karl Schirren.



Riga

Verlag von Jonck & Poliewsky

1908.

**Deutsches Krankenhaus**

Riga, Friedenstr. № 3,

Tel. 45-31.

## Prospekt.

Heutzutage, wo wir Balten an den Wiederaufbau unserer schwer geschädigten Kultur gehen dürfen, macht es sich schmerzlich fühlbar, wie sehr während der letzten Jahrzehnte der Zusammenhang mit unserer Vergangenheit und unserer Tradition sich gelockert hat.

Bei der Herausgabe des Sammelwerkes „Aus baltischer Geistesarbeit“ handelt es sich um den Versuch, die zerrissenen Fäden zwischen dem Gestern und Heute wieder anzuknüpfen und in weiteren Kreisen das Bewußtsein zu wecken, welsch einen Schatz wir baltischen Deutschen an unseren hervorragenden Schriftstellern besitzen.

Das geplante Sammelwerk ist auf 12 Hefte berechnet, die auch einzeln zum Preise von 30—40 Kop. käuflich zu haben sein werden. Im Interesse der Sicherstellung des ganzen Unternehmens wäre aber eine zahlreiche Beteiligung an der Subskription auf das ganze Werk dringend erwünscht. Den Subskribenten soll eine nicht unbedeutende Preisermäßigung gewährt werden (statt c. 4 Rubel nur 2 Rubel 80).

Die geschäftliche Seite des Unternehmens hat die Verlagshandlung Jonk & Poliewsky übernommen. Ein etwaiger Reingewinn soll dem Deutschen Verein zugute kommen. — Spätestens im Herbstsemester 1908 soll die Sammlung abgeschlossen vorliegen.

Bei der nicht leicht zu treffenden Auswahl hat sich die von der Sektion des Deutschen Vereins für Literatur und Kunst betraute Kommission von folgenden Gesichtspunkten leiten lassen:

1. Wie schon der Titel andeutet, wird die Sammlung nur Essays und Abhandlungen wissenschaftlichen Charakters enthalten, nicht aber literarisch-bellettrische Sachen. — Nur ausnahmsweise sind größeren Werken einzelne Kapitel entlehnt, in Fällen, wo eine Loslösung aus dem Zusammenhang statthaft erschien.

8 III  
W 2483

Dybe  
W  
2

**Aus baltischer Geistesarbeit.**

Reden und Aufsätze

neu herausgegeben vom Deutschen Verein in Livland.

---

---

IV.

**Walter von Plettenberg.**

**Frau von Krüdener.**

Von

**Karl Schirren.**



Riga

Verlag von Jond & Poliewsky  
1908.

W-1  
B-1



Latv. PSR Valsts bibliotēka

~~65-65.335~~

0309114311

Alle Rechte vorbehalten.



## Karl Schirren.

Karl Schirren ist am 8. November 1826 als Sohn des Pastors zu St. Johannis in Riga geboren. Achtzehnjährig bezog er 1844 die Landesuniversität in Dorpat, wo er der *Fraternitas Rigensis* angehörte, und bis 1848 Geschichte studierte. Nach absolviertem Studium war er zunächst Vorsteher einer privaten Knabenschule in Riga, dann seit 1856 Oberlehrer am Gymnasium zu Dorpat, wo er zwei Jahre später zum Dr. hist. promoviert und zum Professor der geographischen und statistischen Wissenschaften und seit 1865 der russischen Geschichte an der Universität ernannt wurde. Im Jahre 1869 plötzlich verabschiedet, mußte er nach Deutschland übersiedeln. Nachdem er sich hier einige Jahre mit ausgedehnten archivalischen Studien beschäftigt hatte, wurde er 1874 zum Professor der Geschichte an der Universität Kiel ernannt, der er noch heute angehört.

So der äußerlich schlichte und stille Lebensgang des Gelehrten, still bis auf jene stürmische Episode im Jahre 1869, die ihn zwang, die geliebte Heimat zu verlassen. — Seine gelehrte Tätigkeit fand ihr Hauptgebiet in der livländischen Geschichte, die er von den Nachrichten der Griechen und Römer über den baltischen Küstenstrich verfolgt hat bis in seine eigene Zeit, wo die Historie in die Politik übergeht, und die er durch seine Arbeiten überall mit neuem Leben zu erfüllen verstand. Überall war es die eindringendste kritische Schärfe, mit der er jeden Gegenstand zu behandeln pflegte, — sei es daß er eine Handschrift der Chronik Heinrichs von Lettland untersuchte, oder daß er eine Ausgabe von Verträgen aus der Zeit des Nordischen Krieges auf ihre wissenschaftliche Zuverlässigkeit prüfte, — die seinen Abhandlungen ihr

Charakteristisches Gepräge verlieh. Seine wissenschaftliche Bedeutung fand ihre Anerkennung auch in der Ernennung zum Mitglied und Ehrenmitglied vieler gelehrter Gesellschaften. Es können an dieser Stelle natürlich auch nicht annähernd alle seine Arbeiten erwähnt werden. Nur einige seien hervorgehoben. Sein „Verzeichnis livländischer Geschichtsquellen aus schwedischen Archiven“ (1861) ist auch heute noch unentbehrlich; seine 11 Bände „Quellen zur Geschichte des Untergangs livländischer Selbständigkeit“ (1861—85), die leider auch heute noch so gut wie gar nicht ausgebeutet worden sind; seine „Rezepte der livländischen Landtage“ (1865); seine Ausgabe der „Kapitulationen der livländischen Ritter- und Landschaft und der Stadt Riga vom Jahre 1710“ (1865).

Aber nicht nur seiner Arbeit als Kritiker und Editor ist zu gedenken, wenn wir von Schirren sprechen, sondern auch so manchen Aufsatze, der von seiner formvollendeten Darstellungsgabe zeugt — um nur eins zu erwähnen, seiner „Baltischen Charaktere“ (Walter von Plettenberg und Burkard Waldis), deren erster hier zu erneutem Abdruck gebracht wird. Vor allem hinterließ einen nachhaltigen Eindruck sein lebendiges, Wort, sein packender, hinreißender Vortrag. Seit 1862 begann er, zuerst auf Bitten der Korporation „Livonia“, in Dorpat seine Vorlesungen über livländische Geschichte. Und gewaltig war der Andrang dazu. Leute aller Berufsarten strömten hier zusammen, meilenweit vom Lande auch, alt und jung, Studenten aller Fakultäten, um seinen wuchtigen Worten zu lauschen, mit denen er die harten Schicksale Altivlands im Wechsel der Zeiten schilderte und in ihrem geschichtlichen Zusammenhang begreifen lehrte.

Und jene Zeit war wohl geeignet, ein lebendiges Interesse an der Geschichte des Baltikums zu erwecken. Es war die Zeit der beginnenden „Russifizierung“, der mit Heftigkeit einsetzenden publizistischen Angriffe der panslawistischen Moskauer Presse auf das baltische Dasein. „Ein Alp liegt auf dem Lande und es fragt sich voll Unruhe, durch welche Schuld es dieses unheilvolle System auf sich herabgerufen habe.“

Schon 1864 veröffentlichte Schirren in dem von ihm herausgegebenen „Dorpater Tagesblatt“ eine Reihe glänzend geschriebener Artikel über „die russische Presse in Sachen der Ostseeprovinzen“, in der namentlich auch gegen die banale und auf kompletter Unkenntnis



der Dinge beruhende Anklage auf „Separatismus“ Stellung genommen wurde. Und dann kam 1868 der Angriff Jurij Ššamarins.

Ššamarin war aus den Kreisen jener slavophilen Romantiker hervorgegangen, die mit glühender Begeisterung für ihre Kirche und ihr Vaterland so warme Förderer der Aufhebung der Leibeigenschaft waren, die aber gleichzeitig keinen Widerspruch darin sahen, „die gefesselte Gewissensfreiheit zu einer Leibeigenen zu machen“. Er war kurze Zeit als Beamter zu besonderen Aufträgen in Riga gewesen. Das schien ihm hinreichend, über die Ostseeprovinzen urteilen und aburteilen zu können. Sein Buch „Die Grenzmarken Rußlands“ war ein von Kalumnien strotzendes Pamphlet, das den baltischen Verhältnissen lediglich Gemeinheit, mittelalterliche Zustände, separatistische Bestrebungen unterzuschreiben suchte. Es erregte einen Sturm der Entrüstung und fand seine Zurückweisung in Šširrens „Livländischer Antwort“, die damals Aufsehen erregte und des Verfassers Amtesentsetzung zur Folge hatte. Sie war freilich in scharfer Sprache, mit impulsiver Leidenschaftlichkeit geschrieben — aber selbst ein so ruhig und objektiv urteilender Historiker wie der alte Ranke schrieb nach der Lektüre dieser Schrift: „Wer könnte den dortigen Zuständen seine Teilnahme versagen . . . wer in Bedrängnissen, wie diese sind, kaltes Blut bewahren?“ Der Kern der Sache war der energische Widerstreit gegen den Gedanken, daß die Einheit des Staates gleichbedeutend sei mit seiner Einförmigkeit, eine Vorstellung der Bureaucratie, deren Bequemlichkeit die möglichste Gleichförmigkeit erwünscht und sie deshalb mit dem Wohle des Vaterlandes „verwechselt“, obgleich man kein einziges Beispiel aus der Geschichte kennt, worauf diese Vorstellung sich stützen könnte.

Aus bureaukratischen Maximen hervorgegangen, hatte dieser Gedanke auch weite Kreise aufrichtiger Patrioten — denn das waren die Ššamarin und seine Freunde — erfaßt und war damals, wie auch noch lange später, ihre Triebfeder: die Anniszierung, die Rußifizierung. Šširren wandte Ššamarin gegenüber ein: „Es gibt eine Rußifizierung, gegen die wir nichts einzuwenden vermöchten. Das ist die, wie sie nach ehrlicher Arbeit und ehrlichem Kampfe im Laufe der Generationen gleichen Schrittes mit der Entwicklung des Verkehrs und der Kultur Ihres Volkes in unsere Dörfer und Städte einziehen mag, nicht mit der Aufgabe, sehr getreue Provinzen wider die Natur der Dinge . . .



und wider Recht und Sitte mit dem Regiment des Zwanges . . . heimzuzuchen, sondern nach dem Geetze jener Wandlungen, welche seit Anbeginn der Dinge von Zeit zu Zeit alle Menschenbildung ergreifen, um sie, nicht immer ohne Leiden, immer aber mit neuen Kräften für neue Aufgaben zu rüsten . . . Wir bedürfen weder der Zerstörung einer falschgebauten, noch des lustigen Aufbaus einer haltlosen Gesellschaft. Wir brauchen Reformen, nicht Revolution. Bei Ihnen hat das aristokratische Prinzip nur eine Bevölkerungsschicht beherrscht . . . Da mag die Demokratie — und es gibt keine absolutere als unter absolutem Zepter — gelegentlich emanzipieren; unter uns vermag sie nichts, als zerstören. Wir haben aus den Stürmen der Jahrhunderte ein Lebensprinzip gerettet, welches alles, was an der Gesellschaft gesund ist, ohne Unterschied der Herkunft, des Glaubens, des Standes durchbringt, erzieht und erhält. Nennen Sie es das Prinzip der Autonomie oder wie Sie sonst wollen. Nicht wie es benannt, sondern wie es begriffen werde, darauf kommt es an. Es bildet zähe Genossenschaften, welche festhalten, was sie besitzen, aber keinem mißgönnen, was er sich selber erwirbt; es verträgt sich weder mit dem Zwange absoluter Einereiheit, noch mit unsicher umschriebenen Gewalten; es widersteht jeder unklaren Mischung der Kräfte und Interessen. Es fordert selbstbewußte Bewegung. Es macht strenge, aber nicht hart. Es will von der gemeinen Hilflosigkeit, welche alles von oben und außen, nichts aus sich selbst erwartet, nichts wissen. Das Volk soll sich durch Arbeit erziehen und männlich in seine Mannesjahre eintreten. Von unten auf soll alles nach oben ringen, frei und treu sein, im Kleinen haushalten und dann erst ins Große zu wirken streben.“ — Dies nennt Schirren den „innersten Nerv unseres Lebens“.

Der folgerichtigen und normalen Entwicklung drohte durch die in mißverstandenem Staatsinteresse geforderte und dann auch in Angriff genommene Russifizierung schwere Beeinträchtigung. Heute zweifelt kein Verständiger mehr daran, daß dieser Weg ein falscher war und niemand Segen brachte. Damals aber, als jener lange Kampf mit den bürokratischen Tendenzen begann — wohl hatte man damals ein Wort der Ermutigung nötig, wie Schirren es aussprach: „Feststehen, daß wird unsere Aktion, Aussharren, das soll die Summe unserer Politik sein!“

F. B.

## Walter von Plettenberg.<sup>1)</sup>

Einundvierzig Jahre lang hat Plettenberg die Würde des Herrmeisteramtes getragen — und diese Zeit schließt eine Reihe so tiefeingreifender Phasen in sich, daß es unmöglich wird, sie anders zusammenzufassen, als an dem Punkte, wo sich alle begegnen, um sich gemeinsam zu gipfeln. Eine solche Kulminationsphase will ich herausheben aus dem langjährigen Wirken des Mannes, dessen Natur und Charakter am prägnantesten eben dort hervortreten werden.

Nicht in der Laufbahn des Kriegshelden suche ich diese Phase. Zwar ist er am weitesten als Ruffensieger bekannt. Wie er die feindlichen Heere in zwei Jahren zweimal schlug: die sagenbildende Phantasie hat mit Vorliebe dieses Stoffes sich bemächtigt. Man sieht ihn mit seiner kleinen Schar unerschrocken ausziehen; während draußen die Russen sich sammeln, betet er in der Kapelle bei Maholm, dann bricht er auf und wirft sich unter die Feinde. Vom Morgen bis spät in den Abend währt der Kampf. Tagelang fließen auf der Wahlstatt die Bäche von Blut gerötet. Das Jahr darauf steht er auf russischem

<sup>1)</sup> Die beiden hier zum Abdruck gebrachten Aufsätze sind 1859 und 1861 in der Baltischen Monatschrift veröffentlicht worden und können daher natürlich nicht mehr dem heutigen Stande der Wissenschaft entsprechen. Somit darf der Leser in dieser Nummer nicht Aufschlüsse über die neueren Ergebnisse einer umfassenden Quellenforschung erwarten — dieselben bietet ihm für die Plettenbergfrage u. a. Arbusjows soeben in 3. Auflage erschienene „Livländische Geschichte“ S. 111 f. — wohl aber zwei großzügige, packende Charakteristiken, Charakteristiken, welche Schatten aus vergangener Zeit wieder zu Gestalten von Fleisch und Blut verdichten. Leistungen dieser Art aber sind es, woran unsere baltische Historiographie so arm ist, und wodurch doch allein das Interesse weiterer Kreise gewonnen werden kann.

Der Herausgeber.



Boden; noch kleiner ist das Häuflein der Seinen; todmüde kämpfen sie zuletzt auf den Knien und siegen. Da ist der Troß des Großfürsten von Moskau gebrochen; er selber — es ist unerhört — sendet um Frieden; alles, was der Sieger vorschreibt, beschwört er: so erkämpft der Meister seinem Lande ehrenvolle Ruhe auf fünfzig Jahre und löst seine Gelübde.

Was Wunder, wenn der Ruhm des Kriegers die Verdienste des Staatsmannes verdunkelt, wenn der Glanz jener Jahre die folgende Zeit — ein volles Menschenalter — überstrahlt und nur halbverstandene Merkmale einer auch nachmals ereignisreichen Zeit Kunde gegeben, daß Plettenberg auch nachmals im Lande gewaltet.

Es ist das Amt der Geschichte, von ihren Größen die Unbill der Sage abzuwehren, die Wirklichkeit einzusetzen in die Herrschaft, welche ihr zukommt. Es wird meine Aufgabe sein, aus dem Schimmer trügerischer Einbildung die Gestalt Plettenbergs hervortreten zu lassen in ungekünstelter Würde.

Ihm war es nicht gegönnt, erdrückende Aufgaben spielend zu lösen: nicht für glückliche Zeiten war er geboren. Mitten im Jammer seines Geschlechts rang er den schweren Kampf, wo alles den Einsturz drohte, unerschüttert aufrecht zu stehen; nicht zu verzweifeln, wo alles Ringen fruchtlos erschien. Die bittere Weihe zu diesem Gesichte hat er frühe empfangen. Von wenig Getreuen gefolgt, in der Mitte gemieteter Knechte mußte er den bitteren Streit der Minderheit gegen erdrückende Überzahl kämpfen. Nicht hat er — wie die Sage meldet — bei Maholm geschlagen; nicht in jener Kapelle gebetet; nicht sind die Wäche tagelang gerödet geflossen; nicht haben seine Ritter das Unmögliche vollbracht: auf Knien zu kämpfen; nicht hat der Großfürst um Frieden gebeten; nicht hat er den Frieden in Ehren bewilligt und nicht auf fünfzig Jahre. Es wären ebensoviele Wunder gewesen und um ebensoviele Wunder Plettenberg ärmer an wahrer Größe. Zwar beide Male hat er gesiegt, beide Male sind die Russen gewichen. Allein unfruchtbar blieben auch die glänzendsten Siege. Man sehe Livland und Rußland im Kampfe: die kleine Kolonie, im Rücken das Meer, zweideutige Nachbarn an den Flanken, an Hilfsmitteln arm, an Männern nur zu leicht erschöpfbar, den unermesslichen Gegner mit unerschöpflichen Herden im Antlitz. Für tausend Erschlagene brachte das nächste Jahr zehn-



tausend ins Feld, das dritte zehnmahl zehntausend. War Pleskow verwüstet, so warfen Iwer und Moskau ihre Scharen vor und vom Dniepr bis zur Wolga ritten wie verheerende Wolkenbrüche die Tartaren heran. Unsterblichen Ruhm hatte der Held sich erstritten und doch keinen Frieden. Als Gnadengeschenk hat er ihn sich von den Polen müssen erbetteln lassen und, während diese, an allen Enden geschlagen, mit dem Zaren selber verhandeln, werden die Boten des Russensiegers verächtlich nach Pleskow und Nowgorod verwiesen, mit den zarischen Statthaltern um Frieden zu dingen, verhängnisvolle Bedingungen einzugehen und unter barbarischem Hohn kaum ihr Leben nach Hause zu retten. Nicht einen Frieden, nicht fünfzig Jahre der Ruhe: nur einen Stillstand, nur sechs Jahre der Ungewißheit bringen sie heim und die Aussicht auf blutigere Fehden.

In jenen Russenkämpfen scheint dem Helden zum voraus die Summe seines Lebens gezogen: siegen und nicht des Sieges genießen. Nicht wie von Wundern gekrönt, nicht in der Fülle heroischen Selbstgefühls tritt er sein Amt an, des Landes zu walten: unter schweren Sorgen geht ihm die Zukunft auf, unter Gefahren von außen und gefährlicherer Feindschaft im Lande.

Mit Mischung von Bewunderung und Unmut begleitet der gemeine Beobachter den Helden auf seiner Laufbahn und sieht ihn langsam und kraftvoll die Brandung der Zeit zwar durchschreiten, durch nichts bewegt, aber nichts bewegend. So ist der erste Eindruck des Mannes.

Von Jahr zu Jahr wachsen die Gefahren: von Jahr zu Jahr seine nie erschütterte Ruhe. Man sehnt sich, endlich ihn hineingerissen zu sehen in eine gewaltige Katastrophe, zu wilder Krastanstrengung, zum Selbstvergessen seiner gemessenen Weisheit. Überall sucht er Frieden. So oft der innere Hader sich erneut: so oft hält er ihn nieder; so oft er ihn niedergehalten: so oft erneut sich der alte Hader. Über zwanzig Jahre sind so vergangen, seit er die Russen geschlagen; die halbe Welt ist aus den Angeln; eine andere Zeit ist angegangen in den Herzen und in den Gemeinen; alles strebt einer tiefen Erneuerung entgegen; die alte livländische Konföderation wird erschüttert in ihren Grundfesten — dennoch bleibt sie unverändert und unverändert in ihr der weise, alternde Meister.

Im livländischen Staatenbunde waren von frühe zwei Stellungen scharf ausgeprägt und gegeneinander gemessen. Die Bischöfe bilden gleichsam den Chor des Drama; zwar mischen sie sich gelegentlich in den Streit der Helden; auch haben sie ihren häuslichen Haber: im Vordergrund der Bühne, in ununterbrochener Aktion erscheinen nur Erzbischof und Herrmeister, selten in freundlicher Begegnung, nicht selten in offenem Kampfe, ihnen zur Seite der Chor, bereit dem Sieger die Palme zu reichen. Das fünfzehnte Jahrhundert ist erfüllt von blutigen Greueln dieses Hasses. Als mit dem Anfang des sechzehnten neben dem männlich-jugendlichen Plettenberg der alte Erzbischof Michael auf den russischen Schlachtfeldern ausliegt, da ist nach langer Zeit die erste Pause eingetreten in der erbitterten Fehde; auf lange Zeit ist es zugleich die letzte. Nur einmal wieder, nach einem halben Jahrhundert, stehen Erzbischof und Herrmeister eines Sinnes nebeneinander; zum letzten Male, ehe beide Titel erköschen, reichen sie sich die Hände, um — gemeinsam das Vaterland zu verkaufen. Zwischen diesen beiden Pausen, zwischen 1509 und 1557, in einer Periode von vierzig Jahren, steigert sich die letzte Phase des jahrhundertalten Kampfes zur vollen Spannung einer Katastrophe und, als sie vorüber, fällt die gesamte livländische Konföderation über den Haufen.

Man würde es vergebens leugnen wollen: sie war nicht für die Ewigkeit gegründet. Seit Jahrzehnten mehrten sich die Anzeichen, daß ihr nur eine Wahl blieb: sich umzugestalten oder zu fallen. Der Dualismus, der sie zerspaltete, hatte keine Lebenskraft mehr. In welche Einheit er sich anschicken mochte sich umzugestalten, das war die Frage.

Oft im Kampfe historisch begründeter Mächte wird der Eintritt der äußersten Spannung beschleunigt durch ein Moment, welches die Existenz beider in Frage stellt oder beide zur Umwandlung drängt inmitten so bedenklicher Krisen, daß keine sie anzutreten wagt im Angesichte der anderen, daß beide vor der letzten Entscheidung alle Kräfte anspannen, jede um die andere zu vernichten, ehe sie den gefährlichen Prozeß der Wandlung an sich vollzieht.

Ein solches Moment tritt mit dem Ausgang des ersten Viertels des sechzehnten Jahrhunderts ein; es erschüttert und wandelt den halben Erdteil und einschneidend ergreift es auch diesen entlegensten Posten deutscher Kultur: es ist die Reformation.



Aus Anfängen entwickelt, welche schon mehrmals die Ruhe Europas in Frage gestellt, um sich auf kurze Zeit, zurückgezogen aus dem Lärm der Geschichte, in der Tiefe eines deutschen Herzens zu weltüberwindender Wiedergeburt vorzubereiten, — so hatte sich das Prinzip der Reformation unmerklich zur vollen Wirkung einer Revolution gesteigert. Mit seinem himmlischen Pole wies es auf Selbstentäußerung, mit seinem irdischen auf Selbstsucht und als seine nächste Aufgabe erschien die Entfesselung der Gewissen und der Triumph des einzelnen über jede traditionelle Gemeinschaft.

In Livland war alles auf Traditionen begründet. Die Stifter ruhten auf dem Begriff der Kirche und des kanonischen Rechtes; der Orden auf dem Gelübde des Gehorsams, der Armut, der Keuschheit: auf seinem Banner führte er das Bild der Gottesmutter; im Namen Mariä waren ihm Ehre und Existenz besiegelt. Mit allen diesen Mächten und Traditionen brach die Reformation. An die Stelle des Gehorsams setzte sie das Gewissen; an die Stelle der Armut die Säkularisation der Güter; an die Stelle der Keuschheit die Ehe; das Bild der Gottesmutter löschte sie aus; die heiligen Banner zerriß sie: ihr galten nur Gelübde, wie jeder Tag sie neu formte. Ihre Heere waren gemischt aus Gläubigen und Räubern. Sie hatte den Himmel verheißen und zugleich die Erde. Nur wenig Auserwählten war ihre Weihe erschlossen; halbverstandenen Sprüchen entnahm die Menge nur das Gemeine, das ihr verwandt war.

Wie überall, so ging auch hier im Lande die Saat der neuen Lehre am frühesten in den Städten auf: der Begriff bürgerlicher Freiheit, bürgerlich-starrsinniger Selbstsucht fand an dem irdischen Prinzip der Reformation ein innig verwandtes Moment; doch war auch der Adel bereits ergriffen von der Bewegung und unaufhaltsam von unten her schien sich die Auflösung der livländischen Konföderation anzukündigen, denn nicht lange mehr hätten die Herren vermocht, wider die Strömung anzukämpfen: sie mußten ihr folgen oder untergehen.

In dieser Welt alter und neuer Gegensätze standen sich Erzbischof und Herrmeister gegenüber, jeder wie gebannt auf den Platz, welchen er einnahm, denn jede Bewegung war gefährlich. Warf der Orden Mantel und Kreuz ab und zerriß seine Gelübde, so sammelte der Erzbischof alles, was im Lande noch Interesse hatte an katholischen



Systeme, und zerstückte mit Aufbietung der letzten Kraft des alten Prinzips die Neophyten des neuen zu widerstandslosen Atomen. Hielt wieder der Orden fest an der Basis, auf welcher seine Existenz seit Jahrhunderten ruhte, und wagte der Erzbischof sein Stift zu säkularisieren, so drohte diesem der vernichtende Schlag. Es war begreiflich, wenn beide einander zunächst auf dem alten Boden, lieber mit alten, scharfen Waffen, als mit neuen, nicht erprobten, den Kampf auf Leben und Tod ansagten. Und verschieden, wie die Waffen, waren die Bedingungen des Kampfes. Der Sieg des Ordens vermochte in großer Gunst der Verhältnisse vielleicht einen einheitlichen Staat zu konsolidieren; die Säkularisation des Erzstifts bedeutete in jedem Falle ersatzlosen Untergang der Konföderation. Dem Orden hätten sich seine Gegner am Ende verjöhnt, nie dem Erzbischof des Erzbischofs Feinde. fand der Orden im Lande unstreitig größeren Anhang, so war es nur eine Folge, wenn der Erzbischof seine Stärke außerhalb Landes suchte.

Drei Wege standen ihm offen. Er rief Landsknechte ins Land, um mit dem Nebenbuhler dereinst offene Schlacht zu schlagen. Allein ehe die Gelegenheit kam, war sein Schatz erschöpft. Es blieben zwei Mittel. In alter Zeit hatten die Parteien selten gezaudert, die heidnischen Litauer aufzurufen; wie hätte der Erzbischof sich bedacht mit dem christlich-katholischen Polen? Selbst mit dem Moskowiter entschlossen, es zu versuchen. Schlug dieses Mittel fehl, so gab es ein drittes. Er war im Rechte, sich einen Koadjutor zu nehmen, einen Adjunkten, der ihm dann folgte. Und wenn er nun, um der Übermacht des Ordens zu begegnen, den Verwandten eines auswärtigen Fürstenhauses erkor und sich so den mächtigsten Beistand sicherte? Gegen die anderen Anschläge stand der Orden gerüstet. Den Zuzug neuer Knechte mochte er mit Gewalt wehren; die Unterhandlung mit fremden Mächten als Landesverrat offen bekämpfen; gegen die rechtlich gesicherten Wahlhändel im Erzstift fand er sich wehrlos und, schritt er endlich, die offene Wirkung der sicher angelegten Intrigue mit Waffen niederzuhalten, wie leicht dann war er verspätet, wenn nun der neue Koadjutor, ein deutscher Fürst, sicher der Mittel seines Hauses, der Verbindungen im Reiche, des Beifalls seiner Reformgenossen, das geistliche Stift in weltlichen Erbbesitz zu wandeln unternahm.

Und allen drei Anschlägen sollte Plettenberg berufen werden zu begegnen.

Zu jener Zeit, als er der Obergewalt unstreitig näher stand, als irgend zuvor, erzählte man sich, die Knechte des Erzbischofs hätten verlauten lassen, es wären der schwarzen Häupter wohl so viele, als der roten. Die schwarzen waren die Landsknechte: so nannten sie sich selber.

Bedenklicher war doch die Beziehung des Erzbischofs zum Erbfeind des Landes. Es war die Zeit, da er zu seinem Erzstift das Bistum Dorpat gewonnen. Die Grenze seines Gebiets lief, nur wenig durch Ordenslandschaften unterbrochen, längs den Grenzen von Pölzsk und Pleskow. Nie war die Gelegenheit günstiger für ein verräterisches Bündnis. Man stand im Jahre 1525, als von Moskau und Litauen drohende Gerüchte kamen: der Zar habe gute Botschaft erhalten; mit Livland sei ihm ein großes Glück vorhanden; vermittels des Erzbischofs werde ihm das Land bald zu Gebote stehen. Zu Neuhausen an der äußersten Grenze, dort, wo aus dem Dörptischen die große Straße nach Pleskow führte, hatte der Erzbischof vom Zaren Botschaft empfangen. Niemand war zugegen, als er die Gesandten anhörte; man warnte ihn, dem Argwohn nicht Raum zu geben; er wies die Warnenden mit Hohn ab: wider alles Herkommen verhandelte er heimlich.

Bald war das Land in Bewegung; die Unsicherheit der Kunde steigerte ihren Eindruck; man meinte sich von Verrat bereits umzingelt.

Keinem aber griff die Gefahr tiefer ans Leben, als dem Orden; keinem näher ans Herz, als dem Meister. Hatte er darum die Russen in blutigen Schlachten besiegt und trotz seiner Siege einen kaum würdigen Stillstand geduldet, darum mit unermüdlicher Geduld den Stillstand in vierzehnjährigen und abermals in zehnjährigen Frieden zu wandeln gewußt, nur um Muße zu gewinnen zur inneren Sammlung, um, wenn einmal die Lage unerträglich geworden, in voller Rüstung dem Erbfeind und jedem Feind der livländischen Konföderation entgentreten zu können; hatte er darum in selbstverleugnender Weisheit den Frieden nach innen gehegt, inmitten kaum mehr erträglichen Parteihaders die Stellung eines Vermittlers unerschütterlich ertragen und behauptet, darum sich seinen Feinden daheim gemäßigt gezeigt im Übergewicht seiner Waffen, um nun jede Frucht der Mäßigung durch Verrat



einzubüßen, und das Land verloren zu sehen infolge derselben Politik, welche es zu retten war berechnet gewesen.

Zu Vätare des Jahres 1526 berief er die Stände des Landes: sie sollten beraten, wie das Land zu Frieden und Einigkeit möge gebracht werden. Ob seine Pläne weiter griffen, wußte niemand zu sagen. Fest steht: das Land dachte an andere Abrechnung mit seinen Feinden. Noch ehe die Stände sich begegneten, erklärten die Gesandten aus Lübeck, die Städte der Hanse hätten mit Freuden vernommen, man hätte im Sinne, daß der hochwürdige Herr Meister der alleinige Herr des ganzen Landes zu Visland würde; sie hatten den Auftrag, ihm in allem Gefallen, Hilfe und Troß zu willfahren. Unter solchen Fernsichten eröffnete zu Wolmar der denkwürdige Ständetag des Jahres 1526.

Es hätte der Natur der Dinge, den Traditionen der Parteien widersprochen, wenn alle Stände mit denselben Ansichten und Wünschen erschienen wären. Vielmehr fehlte es auch jetzt nicht an Merkmalen mehrfacher Spaltung. Allein von keinem anderen Tage weiß die Geschichte zu erzählen, auf welchem die Parteien zwischen Memel und Narwa so nahe zueinander getreten, von keinem, auf welchem an der Einstimmigkeit am Ende nichts fehlte, als ein milde geübter Zwang.

Am weitesten vornan standen die Vertreter von Riga. Diese Stadt hatte die Herrschaft des Erzbischofs am unmittelbarsten erfahren; in ihr war die neue Lehre am frühesten aufgegangen; ihre bürgerliche Vertheidigung ertrug am wenigsten den weitschweifigen Druck verwickelter Traditionen. Daß einmal auch Plettenberg sie gedemüthigt, daß er sie gezwungen, das Ordensschloß, seit Jahrhunderten eine Art Zwingburg hart an ihren Mauern, selbst wieder aufzubauen, alles hatte sie verschmerzt; die Politik des Überwinders hatte sie versöhnt; sie begegnete sich mit seiner ernstern Männlichkeit im Abscheu des erzbischöflichen Regiments.

Minder entschieden war die Politik Revals. Der Gefahr eines Angriffs der Nachbarn am weitesten abgelegen, in alter Spannung mit dem Adel der Landschaft, fühlte es nur wenig das Bedürfnis politischer Neuerung: doch war es durch nichts dem Interesse des Erzbischofs verbunden: es war geneigt, dem Schwerpunkt der Stände zu folgen.

Lebhaft war Dorpat beteiligt, vornehmlich seit der Erzbischof als



Bischof über der Stadt saß. Um alles hätte es die Zwingherrschaft des Domes abwerfen mögen, gegen den keine Mauern schützten, von dem man, wie heute, unmittelbar auf die Straßen herabstieg. Eben diese gefährliche Nähe jedoch schreckte die Stadt vor entschiedener Politik. Sagten die Bürger dem Bischof auf, ehe der Orden den Dom bezwungen, so fühlten sie sich nachts in ihren Häusern nicht sicher. Sie schwankten und wagten nicht, offen einzutreten für das, was sie ungeduldig ersehnten.

In der Gruppe der Unentschiedenen stand auch die Ritterschaft von Dorpat. Es war ihre alte Politik, erst im letzten Augenblicke von ihren Gelübden abzufallen: im geheimen machte sie sich auf alles gefaßt.

Nicht minder unklar waren die Tendenzen der Edlen von Kurland, der Mannen der Bieck und auf Ösel; sie fühlten sich nicht nahe genug berührt, um sich lebhaft ins Feld zu schlagen; doch waren auch sie bereit, der Entscheidung der Mehrheit zu folgen, sofern ihre Interessen und Privilegien nicht litten. Unter einem Herrn, wie Plettenberg, hatten sie das nicht zu besorgen.

Im ganzen ließ sich voraussagen: die Gruppen der Schwankenden hätten sich rasch nach dem Übergewicht der Tatkräftigen geneigt, sobald von entscheidender Stelle geforgt war, dem Schwanken ein Ende zu setzen.

Wie Riga unter den Städten, so hätten unter den Ritterschaften die von Harrien und Wirland den Ausschlag gegeben. Wie dort das bürgerliche Leben, so hatte sich hier der Geist adliger Korporation ungestreift am kräftigsten entfaltet. Wie jene erste unter den Städten, so hatte auch diese Landschaft entschieden Stellung genommen. Die harrisch-wirischen Ritter schreckten vor keinem Mittel; ungescheut sprachen sie aus, die Ritter in Erzlist und Dorpat würden sich dahin bringen lassen, den Erzbischof heimlich aus dem Wege zu räumen; dann sollten sie vereint mit dem Meister seine Schlösser besetzen: so gestellt könnte man der weiteren Entwicklung der Dinge entgegensehen und vorläufig nicht dulden, daß ein neuer Bischof gekoren würde. Den Städten erschien dieser Anschlag freilich zu kühn; auch zweifelten sie, daß sich die erzlistische Ritterschaft dazu verstände. Es kennzeichnet aber die Stellung der Harrisch-Wirischen, daß man einem ihrer Vorredner, dem

edlen Robert Stael, so heftig er sich der Beschuldigung erwehrte, allgemein den Fluch zuschrieb: wenn der Erzbischof käme, sich zu rechtfertigen, ob er nun recht oder unrecht habe, lebendig solle er von diesem Tage nicht wegkommen.

Kein Wunder, daß der Erzbischof sich dreimal befaß, in den Kreis seiner Feinde zu treten. Lange schien er zu schwanken; vergebens hatte er sicheres Geleite verlangt, vergebens sich hergegeben, durch seine Berordneten Rede und Antwort zu stehen: die Stände drangen darauf, daß er persönlich, ungeleitet, erscheine. Mit den Seinen lag er in der Nähe, umgeben wohl auch von schwarzen Häuptern und entschlossen, so die Gelegenheit sich böte, einen Handstreich zu wagen. Von Wolmar aus beobachtete man seine Bewegungen. Endlich zog er heran; das Gerücht verbreitete sich, er komme, Rede zu stehen; die Meldung ging ein, bereits habe sich ein Teil seines Hofgesindes über die Ma setzen lassen; plötzlich wandte er mit allem Gesinde und ging zurück nach Konneburg. Er ließ verbreiten, sein Leben wäre bedroht gewesen, wenn er vorwärts gegangen.

Dies war der entscheidende Augenblick. Die Exaltierten sahen alle Erwartung übertroffen; die Schwankenden konnten nun länger nicht zögern; es lag zutage: der Erzbischof, indem er sich außer der Konföderation stellte, stellte sich gegen sie. Selbst seine Freunde wagten nicht, ihn länger zu halten. Wenigstens die erztiftische Ritterschaft hatte versucht, einzustehen für ihn. Sie hatte sich lebhaft um sicheres Geleite beworben; sie hatte erklärt, von ihrem Herrn abfallen, ginge wider ihre Ehre. Sie hatte sich Vollmacht von ihm verschafft, ihn fast wider seinen Willen vertreten und alles friedlicher Beilegung entgegenzuführen versucht. Der Bürgermeister von Riga hatte eingewandt, man wäre nicht versammelt, um friedlich zu handeln: schon viel geringerer Sachen wegen hätte man vormals vom Leben zum Tode an Galgen und Rad verurteilt. Die erztiftische Ritterschaft hatte die Verweigerung des Geleites als Kränkung ihrer eigenen Privilegien empfunden. Die Harrisch-Wirischen erwiderten, es ginge gegen keines Herrn der Lande Privilegien, dem Landtage zu Recht zu stehen. Vergebens hatten sich dann die Erztiftischen bemüht, den Widerstand des Erzbischofs zu brechen und ihn selber auf den Landtag zu ziehen. Wir sahen, wie er mitten im Anzuge wandte. Wer ihm nun noch anhing, wollte offenbar



Bürgerkrieg und war Verräter am Lande. So hartnäckig seine Ritterschaft eingestanden für ihn, weiter wagten sie sich nicht zu trennen aus der Gemeinschaft der politisch Verwandten: sie fühlte ihren Widerstand gebrochen: sie gab dem Drängen der Entschiedenen nach, sie verließ, nun endlich dem Erzbischof auftragen, den Meister als Herrn annehmen zu wollen. Man nahm sie dann in Pflicht, das Erzstift in guter Obacht zu haben.

Weiter konnten die Stände nicht gehen; sie hatten den letzten Schritt getan; einstimmig — so darf man die Lage prägnant bezeichnen — riefen sie den Meister zum alleinigen Herrn der Lande aus oder, wenn sie es noch nicht förmlich protokolliert und beschlossen, so bedurfte es unzweifelhaft nur eines Winkes von ihm und das Botum war gesprochen.

Es kam nun alles darauf an, ob Plettenberg seiner Stellung gewachsen, ob er es verstand, nicht etwa das Glück zu zwingen, denn ungezwungen schien es sich ihm zu Füßen zu legen, — nur ob er verstand, sein und seines Landes Geschick zu begreifen und zu vollziehen.

Als im Verlaufe der Handlung die Bürgermeister von Riga und Reval zu ihm gegangen waren, Bericht zu erstatten und wieder unter die Versammelten traten, vermochten sie nichts zu melden, als daß sie seiner fürstlichen Gnaden eigentliche Meinung nicht vermerken können. Sie hatten ihn beschworen, die Stadt Dorpat anzunehmen: die drei Städte wollten nur einen Herrn haben. Er antwortete, die Stadt anzunehmen, wäre er nicht geneigt, ehe sie sich deshalb mit Ritterschaft und Kapitel geeinigt. Mit dem Kapitel, dessen Interessen in dieser Frage die Interessen auch des Erzbischofs waren. Er erinnerte die Drängenden, wenn er anders handle, hülfse er Stand gegen Stand schirmen und das müßte wieder zu Aufruhr und Unlust im Lande reichen. Er mahnte, sich nicht zu weit vorzuwagen mit Entwürfen. Nur einen Wunsch äußerte er lebhaft: die Grenzschlösser besetzen zu dürfen; gegen Gefahr von außen und gegen Verrat wollte er das Land gesichert sehen. Er hätte sich der Sachen nicht unterworfen, erklärte er bei einer anderen Veredung, sondern alles der Bestimmung der Stände überlassen.

Der Bestimmung der Stände! Nun hatten sie bestimmt. Ein-  
Schirren, Walter von Plettenberg. Frau von Krüdener. 2

stimmig fast begehrteten sie ihn zum Herrn. Es gab da keine Widerstrebenden. Nur ein gefinder Zwang noch mußte geübt, nur etwa den furchtsamen Bürgern von Dorpat Schutz und Schirm gewährt, nur jeder Stand bei seinen Privilegien erhalten werden und alle waren gewonnen. Nur ergriffen zu werden brauchte die Palme, welche ihm alle, die einen mit drängender Hast, die anderen noch etwas zögernd, darboten.

Freilich war man gewohnt, ihn nicht geneigt zu finden zu gar raschen Entschlüssen. Über alles gingen ihm Ruhe und Einigkeit im Lande.

Über nun! Nie war er in solcher Lage gewesen! Nie — hätte er auch die Kraft der Eigenbewegung verloren — nie hatte er sich so hoch gehoben gesehen; nie so weitüberschauend mit leichtem Griff die Geschicke des Landes in seine Hand zu fassen vermocht. Es war ihm alles geboten, ob er auch nichts gesucht. Und dennoch er zauderte. So fehlte ihm jeder Nerv selbst zu der letzten, leichtesten Entscheidung! Würdig und maßvoll war er immer gewesen; gerecht mochte er auch jetzt noch heißen; allein wie anders träumt man vom Helden, der zweimal die Russen geschlagen.

Ratlos — so scheint es — und tatlos verliefen die Stände von Wolmar. Mit welchen Entwürfen waren sie gekommen; mit welchen Früchten kehrten sie heim! Was hatten die frommen Wünsche der Gesandten von Lübeck gefruchtet! Noch über einige Fragen des russischen Handels entschieden die Städte, noch über den Titel, welcher der löblichen Stadt Lübeck gebühre; noch ward erwogen und beschlossen, die weil die drei Städte wohl wüßten, was von den gottlosen Bischöfen zu halten, daß man ihnen ferner nicht schreiben solle: dem Ehrwürdigen in Gott Vater, sondern: dem ehrwürdigen Herrn, Herrn N. N. — Dann hatten die Ratsjendeboten in der Ehrjamen von Riga Herberge miteinander die Frühkost gegessen und waren voneinander geschieden. Mit dieser Farce endete das große Drama.

Was nachfolgt, gehört kaum mehr in den Rahmen unserer Betrachtung. Zwar der Weisheit des Meisters finden wir noch ein ehrendes Denkmal gesetzt. Am 15. Juni — nur wenig Monate nach der Beredung zu Wolmar — schließen die Herren und Stände einen Bund, ihn anerkennen zu wollen als Schirmherrn. Es ist doch etwas



anderes, als man damals ersehnte. Nicht nur zu schirmen: zu herrschen — so scheint es — war er berufen; nicht über den anderen in Zeiten der Gefahr: in allen Zeiten alleiniger Herr hatte er sein sollen. Zwar ein anderes Wunder ist geschehen. Der Erzbischof, der nicht verächtet, mit dem Russen zu handeln; der Erzbischof, welchen die Harrisch-Wirischen von seiner Ritterschaft heimlich umbringen zu lassen gedacht, der nicht gewagt, unter den Ständen zu erscheinen, weil man gedroht, er habe recht oder unrecht, lebendig solle er nicht wegkommen: der Erzbischof selbst hat sein Siegel unter den Bundbrief gehängt; auch er schwört, den Meister halten zu wollen als Schirmherrn, und fester als je auf dem alten Grunde scheint die livländische Konföderation erneuert.

Alein es ist eben ein Schein, der rasch verfliegt. Als sollte die höchste politische Weisheit, ungepaart mit politischer Kraft, nur trügerische Rebelbilder des Lebens heraufzubeschwören vermögen, ehe ein lange zuvor angekündigter Tod unabwendbar hereinbricht, so ändert sich — und Plettenberg war die trübste Erfahrung nicht erspart — allmählich die politische Szene. Der Erzbischof verläßt das Land, um gegen den verhassten Schirmherrn den Kaiser anzurufen; auf der Reise — in Spanien — stirbt er. Vergebens rüthen die Herren und Stände ein neues Bündnis auf, nicht dulden zu wollen, daß in eines der Stifter ein fremder Fürst berufen werde. Der fremde Fürst wird berufen. Der Markgraf Wilhelm von Brandenburg, ein Bruder jenes Albert zu Preußen, der Orden und Land an Polen verkauft hat, erwirbt sich die Anwartschaft auf das Erzbistum Riga. Einen Augenblick scheinen die Stände entschlossen, ihn hinauszuwurfen zum Lande; dann läßt er sich, anerkannt, nieder in ihrer Mitte und wartet, bis seine Stunde gekommen. Seitdem vollzieht sich ohne Unterbrechung das livländische Verhängnis. Die dritte, die letzte Phase im Kampfe der Gewalten ist angebrochen. Vergebens hat Plettenberg sich gesträubt; bereits fühlt er die Last des alles lösenden Alters; müde und schwach läßt er das Bitterste über sich ergehen. Seine Laufbahn, die er als Sieger begonnen, scheint er als Besiegter zu schließen.

Voll Verdruß — bei lebhaftem Gefühl für den Beruf dieses deutschen Landes — voll Wehmut sieht man ihn das Ideal nicht erfüllen, zu dem er vorgeformt schien, wie kein weiterer. Welche Epoche, wenn er energisch eingriff! Welche anders gestaltete Zukunft! Und

nun, welche Folge von Jammer und Glend! Und alles um diesen Mann! Die Weisheit seiner Entschlüsse entschleierte sich als Trägheit seines Temperaments. In ihm ist kein Funke jener elektrisch südländischen Naturen, welchen Betätigung Bedürfnis geworden. Er widersteht den Umständen, ohne ihnen je zu gebieten und vom Scheitel zur Zehe stellt er den Typus seiner Heimat dar, die gemessene Beschränktheit des Volkes vom unteren Rhein, die zähe, indolente Natur des Westfalen; wie eine holländische Gestalt erscheint er, unerschütterter im Bewußtsein des eigenen Gleichgewichts, bereit nicht zu zucken, ob ihm der Grund unter den Füßen bebe, allein unfähig, ihn selbst zu bewegen.

Ich muß verzichten, den Ansprüchen aller Leser gerecht zu werden. Die Geschichte Livlands bietet wenig, Herz und Gemüth zu bewegen; selten treten selbst ihre edleren Gestalten so klar hervor aus dem Grunde wirt verschlungener Wirklichkeit, um ein allgemein menschliches Interesse mit verwandtem Anklange zu rühren. Mitfühlen mit ihnen kann nur, wer tieferen Einblick gewonnen hat in jenen Grund, der sie bedingt, fast mit dem ehernen Gebot der Notwendigkeit. Setzen wir die Zeher vom Libanon in den Boden dieses Landes, unter die Wirkung seiner Sonnen und Winde und schelten nicht den verringerten Stamm, den dürftig gelockerten Schatten, sondern fragen den Himmel und prüfen die Scholle und staunen über die dennoch ausdauernden Wurzeln und über die dennoch lebendige Krone des Baumes.

Wo waren die Lebensbedingungen politischer Größe im Lande?

Ein dreifaches Geschick brach jede Wirkung auch des heroischsten Willens: die Feindschaft draußen, die Feindschaft drinnen und ein drittes Übel, größer und unüberwindlicher als jene beiden zusammen.

Gönnen wir dem Andenken des alten Meisters noch einen Augenblick ernster Betrachtung und ziehen dann erst die Summe.

Das Geschick dieses Landes ist jederzeit mitbestimmt worden durch die Feindschaft draußen. Seit seiner Begründung war es zum Presskissen geworden für die benachbarten Mächte. Im Osten Rußland, im Norden Schweden, im Westen Dänemark, im Süden Polen: von allen Himmelsgegenden befeindet, war es lange erhalten nur durch die Eifersucht der Feinde. Es hatte eine jener prädisponierten Stellungen, um welche sich, wie um eine Angel, die Bewegung großer Staatenkomplexe dreht. Wie Sizilien in alter Zeit, wie nachmals die Niederlande, wie



heute die Länder am Bosphorus, so war Livland umstritten von seinen Nachbarn als Schlüsselstein im maritimen Systeme der Ostsee. Keiner durfte dem anderen es gönnen. Wer es gewonnen, hatte den Kampf fast gewonnen; wer es behauptete, behielt die Herrschaft im Norden.

Lange schien es im Sinne aller, daß Livland bliebe, wie es war: ein neutrales Gebiet inmitten allgemeiner Befehdung, eine Schweiz an der Ostsee. Allein, wenn es so bleiben sollte, war zweierlei vorausgesetzt. Die feindlichen Nachbarn mußten gleicher Macht bleiben und gleicher Einsicht. Gleicher Macht, damit nicht im Vollgeföhle des Übergewichts eine es wagte, den gefährlichen Kampfspreis anzutasten. Gleicher Einsicht, damit jede begriffe, was ihr an der livländischen Selbständigkeit läge. Beide Voraussetzungen konnten kaum jederzeit eintreffen, noch beide gleich lange dauern. Zeitig zum Ausgang des fünfzehnten Jahrhunderts markieren sich drei Stellungen. Dänemark, am meisten entlegen, stand noch zur Seite. Unter den übrigen Nachbarn hatte Schweden offenbar nicht die größte Macht, aber die richtige Einsicht. Schon unter den Sture, noch mehr unter dem ersten Wasa war es ein Axiom schwedischer Politik, vor allem, daß Livland selbständig bliebe, sodann, wo das unmöglich würde, daß es niemandem zufiele als Schweden. Stockholm fühlte sich sicher nur, solange der Däne nicht Osel; Finnland nur, solange der Russe nicht Estland besäße. Die Beute selber zu hofen und gegen Dänemark, Polen und Rußland zugleich zu behaupten, fühlte Schweden sich nicht gewachsen. Solange daher besonnene Männer den Staat lenkten, war es ihr entschiedenes Bestreben, Livland zu erhalten wie es war; eine Oberherrschaft des Meisters hätten sie geduldet, vielleicht begünstigt: wurde der kleine Staat doch um so besser gerüstet gegen feindlichen Angriff.

Auders die Politik Rußlands, das im wachsenden Geföhle seiner Stellung nach hafengebilden Küsten verlangte und zugriff, so oft das Verlangen sich regte. Seine Mittel waren von Natur furchtbar, doch nicht gesammelt und vorbereitet zum überwältigenden Wettkampf; seine Einsicht war mäßig, seine Politik noch halb asiatisch. Um so furchtbarer seine Anfälle. Sie ergingen ohne Maß, ohne Berechnung. Sie kamen mit der Wut des Orkans, der in kurzer Raserei alles vor sich niederwirft. Dann jedoch folgten jedesmal längere Pausen. Mit Schweden im Bunde hätte Livland noch lange widerstanden.

Der gefährlichste Feind war Polen, unstreitig der mächtigste und politisch von fein durchbildeter Einsicht. Ein selbständiges Livland war ihm nichts wert; auch verlangte es nicht nach Hafen und Seeherrschaft; dennoch weder Schweden, noch minder Rußland hätte es diesen Besitz gegönnt. Zuvorkommen war es auf alle Fälle entschlossen und seit ihm Preußen durch den frommen Verrat jenes Albert als leichte Beute gefallen war, sah es im livländischen Ordensstaate nur die künftig einzuholende zweite Hälfte des billigen Raubes. Sie an sich zu nehmen, bereitete es in feiner Berechnung Mittel und Wege. Was Schweden erwünscht war, die Konsolidierung des Staates unter alleiniger Herrschaft des Meisters: die polnischen Anschläge wären gerade dadurch durchkreuzt worden. Es war für die polnische Politik: das nicht zu dulden. Nur in der vielgliedrigen livländischen Konföderation boten sich ihr die Hebel zu versteckter Aktion. Den wirksamsten wußte sie zu wählen. Es wäre zu weitläufig, zu berichten, wie sie das Protektorat des Erzstifts Riga erworben. Sobald der Erwerb feststand, war der Hebel gesichert. So oft der Ordensmeister Miene gemacht hätte, den Plan seiner Oberherrlichkeit durchzuführen, trat ihm im vollen Verufe seines Amtes der Protektor entgegen. Er stand da wie der Mazedonier im Bunde der Amphiktyonen: Schiedsrichter, Vollstrecker, endlich Eroberer. Als Schirmherr ließ er Warnungen ausgehen; rüstete seine Heere; bedrohte die Grenzen. Plettenberg erfuhr die Wirkung des tiefen Schnitts in die Konföderation des Landes: seine Sorge war, daß sie nicht tiefer dringe und den Lebensnerv durchschneide. Nach seinem Tode vollzog sich die polnische Politik in raschen Phasen; kaum dreißig Jahre und Livland war polnische Beute: dann fiel auch der Schwede über die nördliche Landschaft und im Herzen sengten und brannten russisch-tartarische Horden.

Als Plettenberg zögerte, den entscheidenden Schritt zu tun, war jenes System polnischer Politik den Tieferblickenden längst aufgedeckt; er wußte, eines war unabwendbar: der Sturz des Erzbisiums bedeutete Krieg mit Polen; Krieg mit Polen aber wurde den harrenden Nachbarn zum Signal auf die pfahlbezeichnete Beute zu stürzen. Was Wunder, wenn er sich dreimal besann und seinem Fuße Einhalt gebot. Ob er den Untergang Livlands abwandte, wer mochte das weisagen; daß er ihn aufhielt, war keine Frage. Ob er der Retter würde? — schwerlich



hat er sich selbst mit Täuschungen geblendet. Fest steht: noch einen Schritt und er wurde der Verderber. Denn welches waren seine Mittel, dem hereinbrechenden Untergang dennoch zu wehren?

Sicher war ihm nur eins: zur Feindschaft draußen die Feindschaft drinnen.

Man täusche sich nicht über jenen Tag zu Wolmar im Jahre 1526. Glänzend waren seine Verheißungen; allein Männer fragen nicht nach Gelübden, sondern nach Willen und Kraft, sie zu halten. Vier Bischöfe, ein Erzbischof und der Orden hatten sich seit Jahrhunderten geteilt in die Herrschaft. Jeder Herr hatte seine Vasallen; jede Landschaft ihre Privilegien; jeder Stand, jede lokale Gruppe im Stande ihre Grenzen. Die einen waren gewohnt zu leben unter dem Krummstab, die anderen unter dem Ordenskreuze. Die einen wie die anderen hatten den erblichen Besitz ihres Bodens errungen. Und standen unter wechselnden Herren. Die Bischöfe zogen keine Söhne groß; der Meister hatte keine Erben seines Blutes; die Domherren, die Komture, die Äbte: sie alle genossen ihre Güter nur in Kraft ihres Amtes. Und kein Amt war keinem Ritterbürtigen verschlossen. Während der Adel sich immer mächtiger herausbildete zu unsterblichen Gemeinschaften reichbegüterter Geschlechter, fand er für seinen Überschuss Raum in den Pfründen und Klöstern der Stifter, in den Schlössern des Ordens. Und sollte er dies Anrecht opfern einem nur flüchtig begriffenen politischen Gelüste? Sollte er selbst mitwirken, über alles Land nur eine Herrschaft zu bringen, die dann bald erblich würde in einem Geschlechte? Jene Summe wechselnder Güter war dann aus dem allgemeinen Genuße gezogen. An Stelle — wenn ich mich nicht völlig treffend so ausdrücken darf — an Stelle natürlicher Rotation von Herren und Vasallen verewigte sich der Gegensatz von Herrschern und Beherrschten. Kurland hat nachmals die Prüfung dieses neuen Verhältnisses durchlebt und nicht überlebt. So wild die Ritterschaften sich auflehnen mochten gegen diesen Herrn oder jenen; die Zeiten des Verdrußes, des Übermuts, der Empörung gingen vorüber: ein leidliches Verhältnis stellte sich wieder her. So brachte der Wechsel es mit sich. Unter einem erblich gebietenden Herrn wären Verdruß, Übermut, Empörung verewigt. Und kein Gelübde hätte gegolten. Eben jener Tag von 1526 — wenn es für ihn der Warnung bedurfte — mochte

den Herrmeister warnen. Wie seine Freunde sprachen: an ihren eigenen Gedanken mochte er sie aufwachen sehen — wenn er tat, wozu sie ihn drängten — zu seinen bittersten Feinden. Die Bürger von Dorpat hätten ihn dessen belehrt. Nicht nur die Rache vom Dom fürchteten sie, wenn sie sich dem Meister ergäben: ihre Fische fürchteten sie zu verlieren und das Geld aus den Fischen. Würde nicht der Meister zu seiner und seiner Schösser Notdurft die Fischerei ihnen nehmen? Auch hätten, so trugen sie vor, ihrer Bürger Kinder von jeher Unterkommen und Glück bei der Kirche zu Dorpat gefunden, der Kirche Land und Leute genossen, wären selbst zum bischöflichen Stande gediehen. Alles dessen müßten sie unter dem Regimente eines anderen Herrn entbehren. Sollten sie dem Meister anhängen, so verlangten sie dreierlei: den Dom und das Schloß wollten sie in Besitz haben; der Landgüter der Domherren wollten sie genießen; bei ihrer Fischerei wollten sie bleiben. Unter solcher Bedingung erklärten sie sich zu allem erbötig. Man sieht, sie nannten einfach den Preis: Land und Fische, um welchen sie feil waren. Und jeder Stand, jeder Ort im Lande hatte, wie seine Privilegien, so seine Fische.

Also Feindschaft draußen und drinnen, sofort, zur selben Stunde: das war der Preis der Oberherrschaft des Meisters. Und wäre er der einzige gewesen! Vielleicht gelang es, die Wogen zu brechen, vielleicht, nach blutigen Kämpfen, aus wechselnden Phasen zweideutiger Ruhe den jungen Staat mit kräftiger Hand hinüberzusteuern in eine Zukunft wahrhafter Einigung und Befriedigung; vielleicht gewöhnten sich die Gemüther der neuen Ordnung, wie sie der alten gewöhnt waren. Nur eines war unerläßlich; nur eines durfte nicht fehlen: Wenn Sonnen und Winde das neue Leben bedrohten, wenigstens der Boden durfte die Nahrung nicht versagen. Wenn äußerer Angriff und innere Empörung dem neuen Staate dem Kampf ansagten, der Held, der ihn zu behaupten unternahm, eines mußte er sicher sein: er mußte über Männer gebieten und über Geld.

Geld tat Not, Freunde zu gewinnen und zu behaupten, Feinde abzuwehren und niederzuwerfen. Wo aber waren die unerschöpflichen Fundgruben? Die Feinde brauchten nur einmal über die Grenzen zu fallen, von Osten, von Süden, von Norden, zur Zeit der Ernte, und drückende Verlegenheit war die Folge; ein zweiter Einfall, und die



Verlegenheit stieg zur Ratlosigkeit; ein dritter, und Hunger und Tod und Elend lagen über dem Lande. Die Schrecken, die nachmals kamen, haben das Land die fürchterliche Erfahrung gelehrt; da hat es gefühlt: wie mancher biedere Arm lahm herabhing, wie mancher kühne Mut brach lag; wie mancher treue Wille scheiterte; wie, ehe noch offener Verrat die Tragödie schloß, das Land dem Untergange unabwendbar anheimfiel — aus Mangel an Gold.

Und hätte der Meister über Gold verfügt in nie endenden Strömen, fand er auch Männer? Nicht nur ihn einmal in die Schlacht zu begleiten, sondern jahraus jahrein in großen Kämpfen zu siegen, geschlagen zu werden, zu triumphieren, zu leiden, zu Tausenden hinzusterven, zu Tausenden immer neu ergänzt dazustehen, ihn zu stützen nicht nur mit ihrem Arm, sondern mit ihrer Gesinnung, nicht nur mit Waffen, sondern mit Treue, nicht nur mit leiblichen Mitteln, sondern mit dem gewaltigen Männerwillen, der zuzeiten ein großes Volk erkreist, so daß es dann in allen Nöten vollbringt, was es will.

Und hatte er sie nicht, dann eben war es dies, was ohne Widerrede, unabwendbar entschied, ein Hemmnis, gefährlicher als die Nachbarstaaten, verderblicher als der Hader der Parteien, lähmender als der Mangel an Geld, ein Schaden seit Jahrhunderten verjährt, vielmehr so alt als irgend eine deutsche Staatenbildung im Osten, eine Kluft, die immer weiter gähnte, je mehr Zeit ins Land ging, je einseitiger die politischen Ansätze sich entwickelten, je dringender das Bedürfnis unerschöpflicher Kräfte wurde: Es gab nicht und hatte nie gegeben und gibt auch heute kein Volk im Lande.

Kein Volk. Darin liegt seine Geschichte besiegelt. Darum ist es geblieben, was es von Anbeginn gewesen: Kolonie.

Die Geschichte von Kolonien ist ewig dieselbe. Rasch auf die Zeit der Jugend folgt der Untergang. Ist das Band mit dem Mutterlande gerissen, so gibt es nur eine Rettung: im eigenen Schoße muß der Kolonie ein Volk erwachsen sein, aus dem sich ihre Kraft erneut, ihr Wille bestätigt, ihre Zukunft aufbaut.

In Livland gab es von jeher nur Sieger und Besiegte. Mit Strenge mußte das Landvolk niedergehalten werden in einer Landschaft, die umlauert war von übermächtigen Feinden. Aus jener Zeit hat es seinen Haß vererbt in die Gegenwart. Von Natur, in Sprache und

Sitte, im innersten Wesen verschieden, hat es jederzeit nur eine Summe vereinzelter Kräfte dargestellt, welche der herrschende Stamm sich dienstbar machte zu alltäglichen Zwecken. In Zeiten der Prüfung, in den Tagen der Entscheidung hat es nichts gegolten und nichts gewogen.

Einzig auf sich gewiesen ist diese Kolonie geblieben, ein Bau, nicht getragen von breitgefestigtem Grunde, gewölbt wie über den Abgrund, ohne Stütze außer im eigenen Gefüge. Streng geschlossen in feudaler und korporativer Gliederung, so hatte sich gebildet, so wuchs und behauptete sich diese Menschengemeine, gebunden vom alten, deutschen Recht, das, heute von gedankenlosen Enkeln verspottet, einst die Mitgift gewesen war vollkräftiger Jugend.

Nur große, reichbegabte Völker wechseln mit jeder Altersphase die Ausstattung und erneuern sich zwanglos. Die kleine Gemeine, welcher in wechselnder Anfeindung Licht und Atem benommen wird, muß haushalten mit dem einmal empfangenen Erbe. Ihre Aufgaben sind mäßig; ihre Mittel beengt; ihr Kampfpriß gering. Sie kann nach dem Höchsten nicht streben vor Gefahr, auch das Kleinste zu verlieren. Festhalten und ausharren ist ihre Lösung.

Allein, fehlte auch allezeit das Volk, es fehlte nie ganz an Männern. Waren sie nicht gewachsen, den Stürmen der Jahrhunderte, dem Anfall dreier Reiche, dem Untergang der politischen Freiheit zu wehren: sie wußten wenigstens ihr Haus zu verwalten; sie hielten zu den Ehren; sie behaupteten ihr Recht und ihre Sitte. In aller Selbstsucht pflegten sie der Gemeinschaft; in aller Willkür hielten sie fest am Eckstein ihres Baues. Sie waren nicht ausgestreut als verlorene Abenteurer, nicht verflacht zu willenloser Menge: sie fühlten, was sie galten und was sie vermochten und nur in den Zeiten der furchtbarsten Not und Verödung — und auch dann nicht auf immer — haben sie sich verloren gegeben.

Eine solche Gemeine, höherem Berufe nicht gewachsen, allein gewohnt, bedingten Aufgaben nicht ohne Würde zu genügen, schätzt und behauptet, was sie zu dem gemacht, das sie geworden: sie formt sich schwer um und läßt sich noch schwerer umformen. Die Macht der Gewohnheit ist nicht knechtisch, solange sie ruht auf dem Bewußtsein des Rechts, das sie gezeugt hat.

Solcher Gemeinschaft, solcher Gewohnheit gehörte der alte Meister



selbst an. Sein Geburtsland hatte ihn dazu erzogen, seine zweite Heimat zu hohen Würden erhoben und im Gefühle derselben Traditionen befestigt. Er war nicht der Mann, das Gesetz zu brechen, das in ihm lebte. Er war auch der Tor nicht, an das Wunder zu glauben, daß derselbe Hammerschlag den Bau zu stürzen und zu erneuern vermöchte. Das Maß seiner Wirkung fand er unabänderlich gezogen: mit den Mitteln, welchen er gebot, konnte er nur erhalten oder zerstören. Er wurde Erhalter.

Und nicht nur Erhalter. Selbst unter den spärlichen Zeugnissen seiner Zeit fehlt es an Merkmalen nicht, daß er weiterzubauen gedachte. Ohne Aufsehen und Lärm, ohne Hast und Überstürzung sieht man ihn unablässig einen Plan verfolgen.

Und allerdings liegt es in seinem Plane, Herr des Landes zu werden. Tiefer als die hadernden Parteien, ausdauernder als die heißköpfigen Freunde, fühlt er das Bedürfnis einheitlicher Macht.

Nur daß sie ihm Mittel, nicht Zweck ist. Nur daß er kein Ziel kennt, als das Wohl des Landes. Nur daß er nicht zaudert, das Werkzeug zu zerbrechen, sobald es sich wider das Ziel empört und wider den Meister. Das ist der Schlüssel zum Verständnis des Mannes.

Von Phase zu Phase schreitet er selbstbewußt vor. In blutigen Schlachten wehrt er den gefährlichsten Feind ab. Dann ergreift er kräftig die Verwaltung des Landes. Frühe ist er entschlossen, die Oberhoheit des Erzbischofs nicht zu dulden: als Gleicher stellt er sich ihm gegenüber. Mit Milde und Ernst versöhnt er unermülich die Parteien. Das Zerwürfnis der Zeit, die eigene Würde und Weisheit sichern ihm ungesucht das Amt des Vermittlers, des Richters. Die Reformation kommt ins Land; den Erzbischof bedroht sie mit völligem Sturze, dennoch bleibt Plettenberg seiner Aufgabe getreu; so lebhaft er der neuen Lehre sich zuneigen mag, sicheren Auges ermißt er die Gefahr umstürzender Neuerung; nicht tritt er ihr in den Weg; er dämmt sie ein; er rettet den Feind, aber bewahrt auch das Land: nun reinigt und trinkt sie, statt zu zerstören. So tritt er in die dritte Phase. Unterdes hat er vom Hochmeister die Oberhoheit über Harrien und Wirland erworben. Als in Preußen der Ordensstaat fällt, entzieht er sich nicht dem Gesetze des Ordens, doch gibt es in Wirklichkeit niemand mehr über ihm, als Kaiser und Papst. Mitten im Vollgefühl seiner

Macht bleibt er derselbe. Kaiser Karl erhebt ihn zum Fürsten und setzt ihn damit in der Ordnung des Reichs den Ersten zur Seite. Es ist am Vorabend des Jahres 1526, als die Ereignisse plötzlich sich überstürzen. Der fast schon vollzogene Landesverrat des Erzbischofs drängt zur Entscheidung; die Stände treten zusammen und rufen den Meister zum Herrn aus: die Katastrophe kündigt sich an.

Bis hierzu ist er von Stufe zu Stufe gestiegen unter dem Schatten des Rechts; mit der höchsten Macht hat er noch jederzeit die höchste Gerechtigkeit vereinbart. Noch einen Schritt und er steht am Ziele. Die Stände drängen, nicht länger zu zögern.

Allein, was sie begehren hat einen anderen Sinn. Die alte Konföderation wollen sie sprengen: ein neues Gesetz soll herrschen. Den Eckstein soll er zerbrechen, das alte Recht und sich zum Gesetz machen. Er zögert nicht lange; er hält seinen Schritt zurück: so fällt der Anschlag der Exaltierten.

Allein, in aller Mäßigung entsagt er nicht seinen Plänen. Wir haben gesehen, wie wenig Monate darauf alle Herren und Stände ihm als Schirmherrn schwören, darunter der Erzbischof selber. Die Konföderation bleibt bestehen; die Herren bleiben im Lande, jeder Stand in seinen Rechten; scheinbar ist alles beim Alten. Und doch welche tiefe Erneuerung, welcher Umschwung der Dinge, welche Zukunft voll Macht und Frieden und in der Fülle der Macht welche Weisheit. Kein Feind ist gekränkt, weder drinnen noch draußen. Den Herrn, wie die Stände ihn ausriefen, war der König von Polen, der Protektor des Erzstifts, berechtigt, genötigt, mit allen Waffen der Intrigue und des Krieges zu stürzen. Dem Protektor gegenüber ist der Protektor entwaffnet. Das größtmögliche Maß der Macht ist gewonnen in Frieden, in Einigkeit, in Aussicht glücklicherer Zeiten.

So schließt sich das Bild Plettenbergs, aus dem Dämmer flüchtiger Einbildung gehoben, im Lichte der Wirklichkeit zu ungekünstelter Größe befriedigend ab. So mißmutig man sich wegwenden mochte unter dem Eindruck flüchtiger Beobachtung, so mächtig fühlt man sich zurückgezogen bei ernsterer Prüfung. So aufrichtig das Bedauern gewesen, daß er das Geschick des Landes nicht ergriffen und vollzogen, so aufrichtig wird nun der Wunsch, daß es ihm vergönnt gewesen wäre, zu vollenden, wie er begonnen.



Tiefer als irgend ein Staatsmann vor oder nach ihm hatte er das Lebensgesetz dieses Landes begriffen, seine Mittel gewägt, die Höfen gemessen, zu denen es hinaufzureichen vermochte. Fern jeder eiteln Überschätzung, jeder träumerischen Überstürzung, faßte er fest das Erreichbare ins Auge und erstrebte nicht mehr und nicht minder. Erhalten wollte er und erneuern, stützen und krönen, vollenden und veredeln: nicht zerstören, nicht alles wagen, wo nichts zu gewinnen stand, als unabwendbarer Untergang.

Nur wer Freude hat am Unmöglichen, wird ihn der Schwäche anklagen.

Und wurde es ihm nicht erspart, seine Hoffnungen und Pläne dem Schiffbruch entgegenreiben zu sehen, ihm blieb das Bewußtsein, wie ihm das Ziel stets höher gegolten als das Mittel; wie er das Wohl des Landes nie verkauft für die eigene Größe; wie jede neue Erfahrung ihn lehrte, was er frühe begriffen: daß in diesem Lande vieles erreichbar war in Mäßigung, in Einigkeit, in gemessenem Fortbau; daß in ihm nichts gewachsen war, die Zeit der Not zu überstehen, wenn es, angefallen von Feinden drinnen und draußen, nach eitelten Palmen rang, arm an Hilfsquellen, arm an Männern und ohne ein alles überdauerndes Volk. Unersehroden mochte er stehen unter dem hereinbrechenden Ruin, auch mitten unter gescheiterten Plänen in voller Mannesgröße.

Nicht sein war die Schuld, wenn nun, als er hinging, sich alles verschwor, sein Werk zu stürzen. Nicht sein die Schuld, wenn ihn das Alter überkam und der Tod ereilte, ehe er seine Pläne ausführen können, man müßte denn ein Menschenalter jeder Aufgabe gewachsen meinen, auch der Aufgabe, die Sünden und Fehler von Jahrhunderten auszutilgen.

Bedürfte es der Folie für seine Größe, für jene unerreichte Mischung von weiser Mäßigung und männlichem Willen: die nach ihm kamen, würden sie bieten, vom ersten bis zum letzten, bis zu jenem Kettler, welcher das Land verkauft und verraten und sich dann schrieb von Gottes Gnade. Dann war das Programm erfüllt des Tages von 1526. Dann gab es einen erblichen Herrn und neben ihm keinen der alten Herren im Lande; aber der Herr war Knecht des Königs von Polen und überall in den Landschaften herrschten fremde Gesetze und

vom Ertheil der Freiheit war lange nichts zu spüren, als Haß und Verrat, Unwillen aller gegen alle, Ermattung, Ohnmacht, Verödung der Herzen und Geister ohnegleichen.

Da war der alte Meister längst tot und mit ihm seine Entwürfe.

Keinen hat ein so reines Andenken überlebt mitten in dem parteizerrissenen Lande. Einstimmig galt er Zeitgenossen und Nachkommen als ein würdiger Herr, ein zuverlässiges Haupt, ein weiser, vorsichtiger Fürst. Allein, ob ihn am meisten der Ruhm zierte, allen gerecht geworden zu sein und niemand geschädigt zu haben, nie hat er zaghaft gehießen oder der Tatkraft bar. Man erzählte sich gerne, wie er gestorben: in hohem Alter, nicht im Bette, nicht gebrochen: vor dem Altar in Wams und Kleidung. Es zeigt, wie man ihn sich zu denken gewohnt war: aufrecht und männlich gefaßt. Und mächtig durch das Gedenken seines milde regierenden Alters bricht sich das Zeugnis Bahn von der würdigen Tatkraft des Mannes, blüht die Erinnerung durch an seine Jugend, da er die Russen geschlagen.



### Frau von Krüdener.

Vie de Madame de Krüdener par Charles Eynard. Paris 1849. 2 vol.

(Phil. 1. 8—11.)

Die Toten auferwecken aus ihrem Schlaf, hieß sonst Geisterbannen. Die Kunst wird noch heute geübt, bald mit Vorwitz, bald mit Andacht; mit Geschwätz oder in ernster Betrachtung, oft zum Schaden, nicht immer ohne Belehrung. Wie der Wanderer das Recht hat, den Wegkundigen nach Richtung und Ziel der Pfade zu fragen, so ist es die Pflicht dessen, der die Wege kennt, sie zu weisen auch ohne Mahnung: wer irre gegangen ist, so warnen vor Verirrung. Das ist ein Recht der Lebenden und den Toten eine Pflicht.

Im Sinne des Mottos, das seinem Buche vorgelegt ist, hat der Verfasser der *Vie de Madame de Krüdener* die Vermittlung übernommen zwischen den Lebenden und einer Toten. Von einem jener Schüler, die mit der Krüdener gebetet und Wunder gesehen, hat er sich anregen lassen, das Rätsel ihres Lebens zu lösen. Der Schüler selbst, Empaytag, Prediger in Genf, hat lieber schweigen wollen als Scheu vor der calvinistischen Strenge seiner Heimat. Der Freund tritt mutig vor seine Schwäche und wagt zu reden. Aus Büchern, Journalen und mündlichen Mittheilungen sammelt er das Material; in sich selbst sucht er Form und Richtung des Urtheils: „sie hat einen guten Kampf gekämpft,“ ist seine Summe, „und den Glauben bewahrt bis ans Ende.“ Danken wir ihm für das Material und prüfe jeder für sich die Summe. Den Schleier zu heben von einer Toten, von einer Frau — auch wäre es nicht schon öfters versucht — ist diesmal nicht Vorwitz und, so manche Lebende noch verknüpft sind in ihre Erinnerung, nicht

Kränkung. Die tote Frau selbst hat sich der engeren Provinz und der Stille des Lebens, in welcher der Wirkungskreis der Frauen meist umschrieben liegt, entfremdet und gestattet nicht nur, sondern fordert ein öffentliches Urtheil, da ihr Name und unklare Vorstellungen von ihrem Wirken überall unter uns leben. Wenn ein Herz in der Stille kämpft und bricht, dann ist es hart, wenn es aufhört zu schlagen, es herauszerren wollen vor die Augen der Menge: aber die Augen schließen vor einem Trauerspiele, das offen vor der Welt begonnen und beendet ist, wäre törricht. Und Julia Barbara von Krüdener geb. Vietinghoff hat solch ein Trauerspiel in vollen fünf Akten durchlebt, davon der erste von ihrer Jugend handelt, der zweite von ihrem Mittelalter, der dritte von ihrer Bekehrung, von ihrer Prophetie der vierte, der fünfte von ihrem Tode.

Das Geschlecht unserer Frau war in Livland seit altem berufen. Zwei ihrer Vorfahren hatten dem deutschen Orden im Lande das Schwert vorgetragen, hartnäckig und unbeschädigt geistlichen Interdikten getroht, waren bei zu hitzigem Anfall auf die Litauer ums Leben gekommen und eingegangen zu den Ahnen. Ihr Epigone, der Vater unserer Heldin, da es keinen Kampf mehr gab gegen die Ungläubigen, trieb das Branntweinbrennen im großen, er besaß drei Güter im Lande, darunter Koffe bei Berro; in Riga unterhielt er auf eigene Kosten ein Theater und verkaufte es nachmals der Stadt mit Vortheil. Sein Geschick, sein Vermögen verschafften ihm Titel und Würden; er war Geheimrath und Senateur; allein es genügte ihm am Stolze seines Geschlechts; er schlug sich wohl an die Brust, wenn man ihn Exzellenz nannte, und rief: Ich bin Vietinghoff! Die Mutter, eine Enkelin des Grafen von Münnich, hielt streng auf die Würde des Hauses, adlig zugleich und geschäftig: früh um sechs musterte sie die Wirtschaft, zu Mittag die Kinder: abends unterhielt sie sich würdig am Spieltisch. Fünf Kinder entsprossen dieser Ehe, zwei Söhne, drei Töchter; der älteste Sohn starb frühe; die älteste Tochter war taubstumm, die zweite, Barbara Julia, wurde am 21. November 1764 zu Riga geboren. Aus ihrer Kinderzeit ist nicht viel überliefert. Im dreizehnten Jahre reiste sie mit den Eltern und der Demoiselle Lignol, die unübertroffen war in der Kunst des Filetmachens, in die Bäder von Spaa und nach Paris. Die angehende Dame hatte damals noch jenen Teint, den die



Franzosen brouilliert nennen, eine große Nase und vorstehende Lippen; allein offene blaue Augen, üppiges Haar und — womit sie noch spät zu brillieren wußte — sehr schöne Arme. Freilich fehlte ihr noch die Grazie: der berühmte Bestris verzweifelte, sie je zum Tanz abrichten zu können, sie, die noch vierzigjährig mit ihrem Schwalltanz die jüngsten Herzen betörte. Zwei Jahre hatten sich nach der Heimkehr verlobt, als ein Gutsnachbar um die sechzehnjährige Erbin freite. Schon damals glaubte sie der Liebling Gottes zu sein; in der Angst ihres Herzens betete sie um Erlösung von dem täglichen Übel eines Gemahls; Gott sandte ihr die Röteln und die Partie ging zurück. Abermals um zwei Jahre — sie war achtzehnjährig — fand sich der zweite Freier, Burchard Alexis Constantin von Krüdener, im Jahre 1744 geboren, in Leipzig noch unter Gellert gebildet, schon längere Zeit in russischen Gesandtschaften verwendet, zweimal verheiratet und beide Male geschieden. Seine neunjährige Tochter bedurfte weiblicher Pflege: so versuchte er sich zum dritten Male. Die Hochzeit wurde zu Ramkau, bei der Mutter des Bräutigams, der Präsidentin von Budberg, gefeiert; dort verlebte das junge Paar die Glittermonde. In die langweilige Etikette — die Schwägerinnen nannten sich nur „Erzcellenz“ — kam Abwechslung durch die Erziehungsmethode, welche der Mann an seiner jungen Frau versuchte: er las mit ihr französische Romane, man trieb Tanz und Musik; man gab sich Charaden und Sprichwörter auf; selbst ein Liebhabertheater kam zustande und der harmlose Taumel wurde unterbrochen erst durch die Geburt eines Sohnes, der nach seinem Vaten, dem nachmaligen Kaiser, den Namen Paul erhielt. Nicht lange darauf wurde Krüdener als Gesandter nach Venedig versetzt.

Der Eindruck des südlichen Landes war mächtig auf die junge noch ungesformte Seele. Sie hat ihn später in der Valérie beschrieben. Entzückt sah sie die Etsch, schäumend inmitten der friedlichen Landschaft; an den italisch-belebten Dörfern, die hier und da neben Ruinen lagen, maß sie den Abstand zwischen Tod und Leben. Der Schrei des Storks, der über die tosende Etsch hindrang, regte sie auf, wie damals das Geschrei der Möve am Lido. Einen anderen Reiz, der südlichen Opern und Maskenbälle, kostete sie zuerst in Padua. In Venedig sodann schminkte sie sich versthohlen zu den Bällen des spanischen Ge-

Schiren, Walter von Stettenberg. Frau von Krüdener.

3

sandten. Auf der Gondel, die sie heimführte, saß sie versunken in das Schattenspiel der Wellen; eine Stunde der Nacht verging in Sinnen; der Tag brachte Besuch und Proben, der Abend Masken und Komödie. Wieder ging das Liebhabertheater im Schwunge. Die Gesellschaft war fein und bunt. Dort schaltete die Frau des österreichischen Gesandten, die Gräfin Brenner, welche weiß und rot mit seltener Kühnheit auflegte, einen Rock, bald rosenrot, bald seladongrün, nach Männerschnitt trug, das Haar zu Taubensflügeln verflochten: Man sah sie selten ohne Sabot und englische Manschetten und, während sie munter die Geige strich, lenkte sie das Orchester der Liebhaber.

Man spielte französisch den „verlorenen Sohn“, die „gefährlichen Pfänder“. Der venezianische Adel, dem die scheue Politik des Senats den Umgang mit dem diplomatischen Korps untersagte, fand in Maske durch Hintertüren Zutritt. Sänger und Sängerinnen sangen zu dem Geflüster der Scherzenden. Überall war Bewegung und voller Genuß des Lebens. Es sind aus dieser Zeit Briefe der Krüdener erhalten. Sie weiß nicht, was sie an ihrem Manne mehr bewundern soll, seine noble, hohe Gestalt, seinen großen Geist, sein liebenswürdiges Herz. Wie manches tut sie ihm zu Gefallen, sobald es ihr gefällt! Sie trägt ihm Blumen und Erdbeeren zu; sie sinkt in Ohnmacht, wenn er ein wildes Pferd besteigt; sie fährt ihm zuliebe aufs Meer und zittert auf den Wellen. Er, zwanzig Jahre älter, lebt seinem Amte und liebt Diners. Wenn er abends in den Saal tritt, forschet sie in seinen Mienen; je heller die Kerzen, um so lieblicher ihr Lächeln; gelingt es ihr nicht, seine Falten zu glätten, so sieht man sie in Tränen ausbrechen. Im Frühling zieht man nach der Mirà, einer Villa an der Brenta. Das Haus liegt unter blühenden Akazien, von Morgenwind angeweht; im Garten werden gefettete Adler gefüttert; die Tage vergehen still und anscheinend friedlich. Aber, wenn die Leichterregte einmal dem Manne, der spät ausgeritten ist, im Gewittersturm auf der Landstraße entgegenläuft und, als er ankommt, in hysterisches Entzücken ausbricht, er jedoch die Unbesonnene freundlich schilt, da ist ihr erster Gedanke: „Weh, an meiner Stelle wäre er zu Bett gegangen und er hätte geschlafen!“ Mehr Sturm verlangt sie von seiner Liebe, mehr Berückung und alles nach Laune; heute will sie Krieg, morgen Frieden: bald reizen, bald versagen, locken und verschmähen. Immer sich gleich



bleibt der Mann. Wo das eine Opfer versagt, fällt ein anderes. Ein Russe, ein Sekretär der Gesandtschaft, Alexander Stakieff, jung, lebhaft und schüchtern, war seinem Meister zugetan und bald nur zu sehr auch seiner Meisterin. Er träumt sich im Paradies und anfangs unbefangen, bald mit bewußter Pflege, zieht die Gärtnerin den Baum in Eden groß, dessen Früchte sie nachmals mit anderen teilen wird, während Stakieff weiblich genug fühlt, sich rühren zu lassen, aber auch männlich genug, zu schweigen. Er hat noch nicht gelernt die Kunst frommen Betrugens, während sie damals schon wehrlos ist gegen die süße Gefahr der Vergötterung. Mit Nahrung empfängt sie fast täglich ein altes Weib; immer geht es reich beschenkt und stellt sich zerlumpt wieder ein; es schwört, das Geld immer wieder hingegeben zu haben zu Seelenmessen für die schöne Kezerin. Und die schöne Kezerin ist gewiß beglückt, Gott — auch durch katholische Vermittlung — persönlich vorgestellt zu werden.

War es ein Verhängnis, daß das junge, noch ungeprüfte Herz der Krüdenner so frühe hinüberverpflanzt wurde in den Süden: das Verhängnis reifte vollends, als nach achtzehn Monaten lustigen Liebhabers-theaters und italiischen Landlebens der Süden vertauscht werden mußte mit dem Norden. Der Mann wurde zum Gesandten in Kopenhagen ernannt. Hier hatte der Graf Skawronski mit maßlosem Luxus repräsentiert; man mußte ihm nacheifern und prunkvolle Feste, überladene Diners geben. Es wurde mehr steife Diplomatie getrieben, als galanter, oft harmloser Scherz. Langsam gähmend öffnete sich die Kluft zwischen Mann und Frau. Hier war er daheim, sie eine Fremde. Zum ersten Male wollte sie jetzt mit Berechnung gefallen; mitten in der gezirkelten Welt sehnte sie sich, eine eigene Welt zu schaffen; sie suchte durch Lächeln und Blicke zu fesseln. Der Ritter aus Benedig schloß Liebe und Angst ins Herz, bis ihm die Dual, Zeuge zu sein so leicht verschwendeter Gunst, unerträglich wurde; dann riß er sich los und reiste ab. In einem Brief schüttete er dem Meister sein Herz aus; keinen anderen Trost nahm er mit sich. Der Diplomat wußte es bereits; er hatte im Herzen seines Sekretärs gelesen und die milde Flamme, die seine junge Frau nur belebte, ohne zu schädigen, gebilligt; das Bewußtsein, heimlich geliebt zu sein, hatte ihr in der Gesellschaft ein Selbstgefühl verliehen, das sie nur brillanter erscheinen ließ. Und

das war diplomatisch zweckmäßig. Jetzt, wo der Ritter geflohen war, konnte sein Brief die Wirkung verlängern: die Frau mußte ihn lesen. Sie las mehr, als der Mann ahnte; ihr trat zum ersten Male in voller Schärfe der Gegensatz von Mann und Ritter entgegen: so also war sie geliebt worden und nun war, der sie so lieben konnte, geflohen.

Das spät gefundene und sogleich verlorene Liebesideal warf sie nur tiefer in den Taumel der Eitelkeit und des Ballgeflüsters. Mitunter sucht sie noch den Mann zum Ritter zu verwandeln. Sie reizt ihn künstlich zur Eifersucht: weckt Eifersucht doch halbtote Liebe. Aber der Gemahl bleibt diplomatisch gemessen und ruhig; dann härtet sie sich ab, dann vermag sie nicht zu enden mit dem Seufzer junger Sünderinnen, von niemandem verstanden zu sein. Und die Zeit wird immer konfus. In die Diners fallen Bälle, in die Bälle Diners. Mit möglichst geringem Zeitverluste wird ein mageres Töchterchen in die Welt gesetzt und wieder erneuert sich der alte Taumel. Endlich vermag sie nicht mehr zu bleiben. Aus den bänischen Brunkfesten sehnt sie sich gar zu heftig nach den Maskenscherzen von Venedig; sie verfällt in ein Nervenleiden. „Kein Weib hat gelitten,“ schreibt sie, „was ich leide.“ Nicht nur stören schwarze Gedanken ihre Toilette, die Toilette stört sie in den schwarzen Gedanken; sie speit Blut; sie ist sich selbst unwiderstehlich interessant geworden. In dieser Stimmung nimmt sie vom Gemahl Urlaub und reist mit den Kindern und der Stieftochter ab. Demoiselle Piozet aus Genf folgt ihr; ein Privatsekretär ihres Mannes begleitet sie, um gleich nach der Ankunft in Paris auf rätselhafter Weise zu verschwinden und verschollen zu bleiben. Von der Krüdener — sie war damals fünfundzwanzig Jahre alt — ist bald jede Melancholie verflogen. Paris hat den Reiz, daß sich gewisse Künste des Südens und Künste des Nordens, des Herzens und Geistes, begegnen. Man wird geliebt wohl auch ohne Geist, allein es ist eleganter, mit Geist lieben und lieben lassen. Nun sieht man die Krüdener stundenlang in Bildersälen und in Unterhaltung mit Schriftstellern. Sie sucht Bernardin de St. Pierre auf; er taufte ihre Kinder Paul und Virginie und stellt sie seinem Hunde Alys vor; man tafelt auf dem Rasen; Bauerkinder und französische Eselchen naschen von den Brocken. Es sind Götterische Idyllen, entzückende Improptus, und darauf hat sich der Mann, dem über alles die Regel ging, nie ver-



standen. Wie reizend erscheint sich nun das junge Herz! wie rührend schildert sie dem gemüthlichen Freunde, wie sie mitten im dänischen Brunkte einfach, wahr und natürlich nur ihren Mann geliebt, wie sie fortgezogen ist, nur um ihm aus Geldnot zu helfen — denn für sich ist er nicht zu so glänzendem Haushalt verpflichtet — und es ist nur eine Fügung des Schicksals, wenn sie nach dreimonatlichem Aufenthalt in Paris bei Madame Vertin, der Putzmacherin der Königin, eine Rechnung hat von 20000 Fr.

Im Dezember 1789 bricht sie mit einem Abbé nach Montpellier auf. Es war ein Wendepunkt in ihrem Leben. Sie war noch jung und der Sünden zog sie unwiderstehlich an. „In Nîmes,“ so schreibt sie, „durchstreiften wir die von Thymian und Majoran bedeckten Hügel; ich erstieg — sie spricht gern in Hyperbeln — die unersteiglichsten Höhen, entzückt, wenn der Abendhimmel hinter melancholisch-schlanken Cypressen rot aufdämmerte, aber eine innere Unruhe trieb mich fort nach Vacluse, unter die Schatten der Felsen, mit dem einsam hinschweifenden Vogel, wo mein sehnsuchterfülltes Herz die ewige Klage Petrarca's zu vernehmen wähnte.“ In den Bädern von Barèges wird sie Königin der Feste. Damals zuerst entfaltet sich ihr Talent im Knotenschlingen und Shawlgruppieren. Auch lächelt ihr das Glück. Der Herzog de la Force verführt sie zum Hazardspiel: sie nimmt ihm 20000 Fr. ab. Mitunter liest sie aus Paul und Virginie vor und entlockt der Gesellschaft Tränen durch die Modulationen ihrer Stimme; sodann zur Erheiterung führt sie die eben Gerührten zu den tollsten Ausflügen bei Nacht und Nebel, bald nicht verschont von Spott und Nachrede. Nun scheidet sich die Welt ihr in zwei Hälften, die sich für sie nie wieder zum Ganzen zusammenfinden; die eine liegt anerkennend ihr zu Füßen; die andere — „Wenn wir,“ schreibt sie, „der Welt einen guten und wahren Charakter entgegentragen, was kümmern wir uns dann um Meinungen, die wir nicht teilen, um Vorurtheile, über die wir hinwegsehen.“ Gewiß, wenn was uns gut und wahr dünkt, die Probe besteht bis ans Ende. Allein wie die Krüdener es meinte, hieß der Spruch übersetzt: *va banque!*

Es kam noch in Montpellier die Zeit der Entscheidung und Vergeltung. Ein Freund führte ihr den jungen Grafen Frégevillè zu. Den russischen Gesandtschaftssekretär rächte der französische Hunaren-

offizier, der nicht nur zu lieben verstand, sondern zu siegen. Der Winter war vergangen, das Vorspiel war vorüber; der Anbeter droht sich zu erschließen und wird in Gnaden wieder aufgenommen. Die Gouvernante wird aus dem Hause weggeheiratet, Mademoiselle Piozet wird Madame Armand; die verlassene Witwe soll allein abreisen.

Alles ist zur Flucht bereit, als der Ritter erscheint; er beschwört sie, nicht ohne Schutz zu reisen; man stand mitten in der Revolution; er schildert ihr die Gefahren des Weges. Der lange Kampf gegen sich selbst hatte die Krüdener in Melancholie gestürzt. „Es gibt Seelenstimmungen,“ schreibt sie, „welche das Herz abhezen in Trauer und Verlangen, daß es sich taumelnd dem Zuge der Gefühle hingibt, wie man in der höchsten Sommerglut sich schwindelnd in den Fluß stürzt — und unser Glück selbst wird zum Verhängnis.“ Und das Glück zerging; das Verhängnis blieb. Drei Briefe aus dieser Zeit sprechen aus ihrer Seele. Im ersten schreibt sie der französischen Freundin: „Du fragst mich, ob ich glücklich bin; ich bin es und so, als wäre ich es noch nie im Leben gewesen.“ Im zweiten Brief klagt sie, wie in alles himmlische Licht die Welt dunkle Schatten werfe. Im dritten verraten sich Klostergedanken, und doch will sie in seltsamer Verwirrung dreifaches erreichen: sie will das geliebte Herz, ohne welches es für sie keine Ruhe mehr gebe, fest an sich fetten; sie will ihre Kinder zur Tugend erziehen; sie will Herrn von Krüdener sein Vermögen treu verwalten. — Die Verhältnisse drängten, Paris zu verlassen; langsam näherte sie sich, vom Grafen Frégeville begleitet, der französischen Grenze, langsamer Kopenhagen. Je näher der Entscheidung, um so tiefer sinkt ihr der Mut. Endlich kommt es zur furchtbaren Erklärung; sie bietet Scheidung an; der Mann verwirft den Vorschlag und verbannt sie nach Riga. Fünf Jahre vergehen, die bittere Übergangszeit aus der Jugend. Der Vater stirbt in ihren Armen; Alexander Stafieff sieht sie wieder und findet keine Worte: in seinen Tränen ist sie gerichtet. Der Mann kommt nach Petersburg; sie erfährt von seinen Geldverlegenheiten und eilt zu ihm; auf den Knien schwört sie, ihm überall hin zu folgen, nur nicht nach Kopenhagen.

Wieder vergehen Jahre daheim in der Provinz, draußen in den Städten. Endlich sieht man sie, abermals vom Manne getrennt, in Lausanne die Gesellschaft beleben mit ihrer beweglichen, schlanken Ge-



stalt, mit ihrem geschmeidigen Geiste, mit den blauen, ewig sprechenden Augen, mit den blonden Locken von der Farbe, welche die Franzosen *cendré* nennen, mit dem berühmt gewordenen Schawlтанz. Es ist der Augenblick der Jugend. Das anrückende französische Heer wirft sie mit all der scherzenden Emigration aus der Schweiz.

Zum zweiten Male kehrt sie zurück zum Manne und folgt ihm, als Gesandten, nach Berlin. Nun beginnt der zweite Akt ihres Lebens. Die Jugend ist hin; die Hoffnung ist müde; die Sehnsucht allein ist unsterblich. Was hilft es, wenn sie ans Fenster sich eine Nachtigall hängt und die Erinnerung an den Genfer See sich wachsingeln läßt? Nun ist sie selbst äußerlich verändert. Die reizende Einfachheit ihres Geschmacks ist verloren. Auf das schöne Haar hat sie eine Perücke gesetzt; die Wangen nehmen einen leichten Kupferschimmer an. Sie vergißt das Vergangene; ihr Mann erhält einen Orden. „Liebes Herz,“ schreibt sie der Freundin, „du weißt, wie anspruchslos ich bin, wie wenig eitel, und darf auch der Christ eitel sein? Aber dir darf ich es sagen: ich glaube, Gott will meinen Mann sichtbarlich segnen, seit ich wieder bei ihm bin. Warum sollte nicht ein frommes Herz in seinem Gebet für das Glück eines anderen erhört werden von Gott?“ Sonst freilich versteht sie noch besser die Kunst den Mann zu quälen. Zu Hause schmollt sie; bei Hofe erscheint sie nie zur rechten Zeit. Um so weniger vermag der König sie zu leiden; auch trägt sie ein rothfarbenedes Sammetkleid und sein Widerwille erreicht den Gipfel, als sie bei einer Fête mit einem französischen Abenteurer vor der Königin „die Liebesfinten“ aufführt. Im eigenen Haushalt findet sie kein Behagen; eines Tages ist sie daran, ihre Leute fortzujagen, vor allem einen erprobten Koch, nur um den Mann gründlich zu ärgern. Oder sie klagt über die diplomatischen Diners, über die fünfhundert Menschen in einem Raume voll mephytischer Luft: „Diese Luft,“ ruft sie aus, „wird mich töten, und niemand wird an meinem Grabe weinen.“ Und zum dritten Male vermag sie nicht zu bleiben; sie geht ins Bad; sie schreibt im Herbst 1801 an den Mann und reist, ohne die Antwort abzuwarten, mit der Tochter nach der Schweiz. Es ist das letztemal, daß sie ihm entweicht.

Er hat schwere Zeiten getragen, nicht ohne Würde. Nochten zerrüttete Verhältnisse ihn hindern, ein Band zu zerreißen, welches ihn

länger nicht ehrte: in politischen Stürmen fehlte es ihm nicht an großem, moralischem Mut. Mitten im lärmenden Feste, das sein Haus der Großfürstin Helena von Mecklenburg, der Tochter des Kaisers Paul, gab, erhielt er eine Depesche mit dem Befehl des Kaisers, Preußen unverzüglich den Krieg zu erklären; nur auf fünf Minuten zog er sich zurück und erschien wieder heiter und gefaßt vor dem König.

In derselben Nacht sandte er den Kurier ab mit der Meldung, er habe nach reiflicher Überlegung, auf eigene Gefahr hin, den Krieg nicht erklärt. Er kannte den Kaiser und kannte seine Gefahr. Wochen vergingen; er verschloß sein Geheimnis vor jedermann; männlich wartete er, der Schlaf wich von ihm und welchen Trost hätte er in seinem Hause gefunden? Endlich schrieb der Kaiser eigenhändig; er dankte für das schöne Fest, mit dem man seine Tochter erfreut; vom Kriege war nicht mehr die Rede. Und ihrem Gebet schrieb die Krüdener zu, was ihr Mann Gutes erfahren. Er hatte eine Seelengröße gezeigt, die alle Schwächen reichlich aufwog. Nicht nur, was sie einst an ihm zu bewundern suchte, mit seiner noblen figure, sondern mit Geist und Herz hatte er sich als Mann bewährt. Nur, wie der Baum außen zusammenhält, während der Wurm ihn von innen leerfrißt, so stand der Diplomat und der Mann, innen von Gram zernagt. Man sah ihn in wenig Tagen um Jahre altern und plötzlich — das Herz war durchhöhl't bis an die Wände — brach er nieder; der Schlag warf ihn um und alles war vorüber. Unterdes schrieb die Frau, angeregt von Chateaubriand, von Benjamin Constant, Gedichte ohne Cäsar voll liebenswürdiger Hiatus, indianische Idyllen voll wohlklingender Eigennamen, und der lockere, vielbewunderte Garat durchsang ihre Abendzirkel. Während der Mann in Berlin verlassen stirbt, variiert sie in ihren Briefen das biblische Thema: „es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei,“ fragt ihre französische Freundin: „ob die Welt wert sei, daß man ihr irgend ein Glück opfere“ und antwortet selbst: „Nein — wären wir Engel, wir würden doch verkannt.“ Zwar, als nun die Todesbotschaft sie trifft, da steht sie einen Augenblick im Innersten erschüttert. Sie hatte sich immer noch vorbehalten, einmal, es war erst das drittemal — ihr Unrecht wider ihn gut zu machen. Nun war es zu spät, auf ewig nicht möglich. Sie flieht nach Lyon, sie lebt einige Monate ihrem Schmerze und beendet ihren Roman. Dann hat



sie sich wiedergefunden und wendet sich an einen Freund in Paris, an einen Arzt, welcher ihr unbedingt ergeben ist, um durch sie Zutritt zu gewinnen in die höheren Kreise. Seit dem Tode des Mannes ist ein halbes Jahr vergangen, als sie dem dienstfertigen Freunde schreibt: „Noch eine Bitte, lassen Sie mir Verse machen auf Sidonie (so hatte sie sich selbst in einer Idylle getauft); die Verse müssen geschmackvoll sein; es soll da heißen: O Sidonie, warum verbirgst du dich in der Provinz? Ruft dich nicht alles nach Paris? Alles sehnt sich nach deiner Grazie, nach deinem Lächeln, nach deinen bezaubernden Worten, nach dem entzückenden Tanz. Komm, genug der einsamen Tränen. Ihm selbst (fügt nochmals der gefällige Freund hinzu), ihm, um den du trauerst, bist du schuldig zu kommen, daß wir in dir von neuem ihn verehren lernen; in dir ihm unsere Huldigungen darbringen.“ Die Verse erschienen in den Journalen und Sidonie kam nach Paris. Sie brachte die Valérie zum Drucke mit, jenen Roman, in welchem sie unschuldig, wie ein foletter Engel, hinlebt, während Gustav — es ist Alexander Stakieff gemeint — in Liebe zu ihr stirbt und sterbend ihren Mann beschwört, seinen Nächstgeborenen Gustav zu taufen. Die Freunde in Genf und Paris hatten den Stil gefeilt und schrieben Anzeigen. Die Krüdener selbst fährt von Laden zu Laden und fragt nach Gürteln, nach Hüten, nach Federn, nach Blumen und Bändern à la Valérie: sie belächelt mittheilich die Kaufherren und Demoisellen, welche die Valérie noch nicht gelesen haben; sie schiebt mit demselben Auftrage ihre Freundinnen aus: ganz Paris gerät in Bewegung; der kühnen Nachfrage folgt ein lebhaftes Angebot, eine Woche lang heißt alles à la Valérie und der Humor erreicht die Vorstadt St. Germain und die Chaussee d'Antin. Die Krüdener ist glücklich; regt sich einmal ihr Gewissen, sie weiß sich zwiefach zu trösten. Einmal, sie hat ein gutes Werk getan. „Der Himmel wollte,“ ruft sie aus, „daß die reine Moral meines Buches sich in Frankreich verbreite, wo solche Moral noch wenig gekannt ist.“ Sodann: „In Paris erreicht man nichts ohne Charlatanerie!“

Damit tritt sie ab von der Bühne zum zweiten Male. Es ist der zweite Akt zu Ende gespielt. Ermüdet, übersättigt kehrt sie langsam durch Deutschland heim und trifft nicht lange vor dem Vorabend ihres vierzigsten Geburtstages in Riga ein. Aber wie öde, wie tot ist die

Stadt! Wie rauh das Klima! Wie sympathielos die Menschen, die nur eine Wissenschaft treiben, die Wissenschaft des Spottes! Niemand ordnet ihre Papiere; niemand corrigiert ihren Stil. Sie spielt Karten; sie sehnt sich nach Koffe, wo die Ernte schlecht ausfällt; sie sitzt im Schlosse am Fenster und sieht die Herbstwolken über die Düna jagen; da geht ein livländischer Edelmann, ein Anbeter, vorüber; als er nach dem Gute greift, bricht er, vom Schlag getroffen, zusammen. Da erschrickt ihr Herz bis in den Tod. So jammervoll alle Jagd nach Lust und Täuschung! so elend das Herz, das nicht müde wird zu hoffen und zu fürchten!

So dunkel die glückverlassene Seele! So kurz das Ende! Der Tod der Sünder steht vor ihr; sie schließt sich ein und läßt alle Fenster verhängen. Einsam ersehnt sie das Ende, wochenlang, vergebens! Wieder ist sie getäuscht. Lebensmüde erwacht sie aus dem Jammer, tiefer Verdruß lagert auf ihrer Seele. Diese Welt ist tot für sie. Niemand ist, der sie liebt und den sie liebte. Sie haßt, sie verachtet jedes Lächeln. In dieser Stimmung, als sie eines Tages an ihrem Fuß Maß nehmen läßt, verletzt sie die heitere Miene ihres Schuhmachers; er versichert, glücklich zu sein; sie begreift nichts mehr vom Glück unter Menschen. Sie vermag die Nacht nicht zu schlafen in dem Gedanken, daß es auch Glückliche gebe; frühmorgens sucht sie den Schuster in seinem Hause auf. Es ist ein mährischer Bruder und er redet ihr frischweg ins Gewissen. Die Vergangenheit ist tot; er verheißt ihr eine Zukunft; das Glück der Jugend ist verkostet; er kündigt ihr eine ewige Jugend an. Ein neuer Reiz geht ihr auf, eine neue Welt, ein neuer Grund der tausendfach genossenen Dinge. Bald ist sie täglich in seinem Hause; sie lernt andere Brüder und Schwestern kennen und vermag sie nicht genug zu bewundern; sie lernt von ihnen die Bibel lesen und, wie sie nun, im Anschauen des nie zuvor Geahnten, in dem Entzücken des neuen Glanzes, der himmlisch über sie ausströmt, sich nicht zu fassen weiß vor der wiederbelebten Selbstsucht ihres Herzens, da läßt es ihr keine Ruhe: hineinreißen muß sie nun wieder in die Kreise ihres Lebens die ganze Welt. Die eben Bekehrte geht aus zu predigen, zu bekehren, zu weisagen. Es begeistert sie das nie geahnte Gefühl höchsten Stolzes unter dem Schleier tiefster Demut.

Im Sommer 1806 reist sie nach Deutschland ins Bad. Sie



wandelt wie durch eine neue Welt. Da sind ihr Stätten erschlossen, von deren Dasein sie sonst nichts wußte; da betet sie in Herrenhut, in Bethelsdorf; da lernt sie zuerst die interessanten Kranken kennen, die, von Nervenleiden durchzittert, weißgekleidet auf dem Bett liegen und nur von Golgatha sprechen. So beginnt und verrinnt der dritte Akt ihres Lebens. Der unsägliche Reiz innerer Verjüngung verheißt ihr Frieden und läßt den Schein des Friedens von ihr ausgehen. Sie versucht sich in den neuen Künsten der Selbstverleugnung; sie hilft Armen; wo es mit Eleganz geschehen kann, pflegt sie Kranke. Einmal schilt sie ein weinendes Hausmädchen, welches sich zu vornehm dünkt, die Flurtreppe zu segnen; sie nimmt ihr den Besen aus der Hand und setzt über die Straße, denn ein gutes Werk erniedrigt nie, und — das sagt sie der Katholikin zum Trost — auch die Jungfrau Maria hat gefegt. So mochte es scheinen, daß die Friedenahnende und Ersehrende nirgends eine bessere Stätte fände, als in dem Hause des Friedens, wo unter den Seinen der alte Jung-Stilling wie ein mildes Licht vor dem Verlöschen schien. Aber, wie einst der ungeformten Seele der Sünden mit der reichen Fülle seines irdischen Lebens verderblich wurde, so sollte das eben bekehrte Herz verderben an dem plötzlichen Übermaß himmlischer Erleuchtung. Jung-Stilling, vom frommen Großherzog von Baden zu Ehren erhoben, war verwebt in die Ideen Swedenborgs; er glaubte an auserwählte Männer, die, mit tieferem Blick begabt, eine Kette bildeten zwischen dem Diesseits und Jenseits; er lehrte, die Seelenkräfte, welche rege würden, wenn der Leib entschlief, erwachten zuweilen noch in diesem Leben. In die Gemeinschaft seiner Erleuchteten gehörte ein Mann, der unheilvoll verwebt werden sollte in das Leben der Krüdener. Man rühmte von dem Prediger Fontaine, er habe ein der Ernte drohendes Gewitter durch inbrünstiges Gebet abgewendet. Mannigfach war sein Einfluß auf Frauen; vor anderen nannte man Maria Kummrin, die Umgang hatte mit Engeln und in ekstatischen Anfällen weissagte. Sie hatte das Eintreffen der Krüdener vorausverkündet. Als nun die Verhießene erscheint, tritt Fontaine ihr entgegen mit den Worten: „Bist du es, die uns verkündet wird, oder kommt nach dir eine andere?“ Sie stußt und tritt ins Zimmer. Die Kummrin mit geschlossenen Augen grüßt die von Gott Gesandte. Die Erinnerung alter Weltklugheit überkommt die Begrüßte. Sie blickt auf

Fontaine. Wer ist der Betrüger? Aber er faltet seine Hände und sieht sie groß an: Amen! Ihre Seele ist fein. Sie schreibt an die französische Freundin: „Ergangen ist der Ruf. Ich habe eine feste Verheißung von Gott. Selig die Auserwählten, wenn er kommt nach schwerer Zeit, seine Getreuen zu sammeln und tausend Jahre zu herrschen bis an die Verkürung. Und keine Hoffnung ist eitel; alles Gebet hat seine Erfüllung. Fehlt es einmal an Geld; die Kummrin betet: es wird geholfen; wird es dunkel in ihrer Seele; die Kummrin betet: es wird helle; die Kummrin verkündet den Wunsch Gottes nach einem Grundstück in Württemberg: die Krüdener kauft es und versammelt arme Muminaten; auch mitten im Mangel ist man vergnügt am heiligen Geist.

Die Tochter, die jungfräulich vor dem Blick von Kindern erröthet, schwärmt zuweilen in ungebundener Begeisterung. Was ist höher, als der Friede? „Nero,“ schreibt die Krüdener, „in aller Macht hat sich vergebens gesehnt nach Frieden. Was rühmt Virgil im Liebe? Was Horaz? Was suchte Cicero im Tusculum? Friede! Friede! Werdet Kinder und der Friede Gottes ist euer!“ Sie ist entzückt, sich plötzlich geistig beschränkt zu fühlen, denn die wahre Liebe zehrt alles auf, wie ein brennendes Feuer. „Weiche von mir,“ ruft sie der Welt zu, die in Schlangengestalt immer noch kommt, sie zu verlocken, „ich fürchte dich nicht; mein Herz ist zu voll an Liebe, dich zu hassen. Du hast keine Gewalt über mich: ich bin Gottes. Wärfst du ich,“ ruft sie zu Gott, „und ich du, ich gäbe dir alles.“ Sie betet, der Himmel möge die Hölle an sich ziehen, Gott Satan befehren. Aus der Stille geistiger Leere fährt sie in entzückenden Krämpfen auf: „Ich bin arm, ich bin nichts; ich bin verfallen; ich vergehe in Sünde, ich bin ein Abscheu. Aber das ist mein Stolz, meine Freude! Mein Liebster hat mir meinen Schmuck genommen. Sehet mich nicht an,“ jauchzt sie mit dem hohen Liebe, „daß ich so schwarz bin, denn die Sonne hat mich verbrannt.“ — Keine äußere Not vermag ihr zu schaden. Eines Tages will Juliette ein Huhn kaufen, aber da ist kein Groschen im Hause. Die Krüdener betet: es wird ein Kuvert gebracht; man öffnet es: Freunde, die „selbst nichts haben“, schicken ihr zehn Louis. So fehlt es nicht an mancherlei Prüfung. Die Bekehrten haben zuweilen Rückfälle; die Schulden mehren sich; die Mutter wendet sich von ihr ab und sie



erhält keine Briefe mehr; die Mutter liegt sterbend; sie erfährt es und will zu ihr eilen; ein Jude in Karlsruhe leiht („miraculeusement“) Geld zu hohen Zinsen — und, als sie nun heimgeißt ist, als die Mutter verfährt in ihren Armen stirbt, als sie einen Bruder bekehrt, als sie die Freude hat, mährische Brüder und Schwestern einzuweihen in die Geheimnisse der „reinen Liebe“, und als Priesterin dasetzt unter lauter „Innerlichen“; als nach jahrelanger Verhandlung vom Erbteil der Mutter zehntausend Taler ihr zufallen, da zeigt sich deutlich der Segen Gottes: denn gerade zu zehntausend Talern ist die Summe angewachsen, welche sie dem Karlsruher Juden schuldet. Und, um das Maß der Berufung zu erfüllen, ergeht der Heimruf der Kummrin, welche neue Gesichte gehabt hat und die Zeit gekommen verkündet, wo das neue Reich auf Erden gegründet werden soll. In froher Aufregung eilt die Krüdener nach Deutschland zurück.

Verdeckt vor den Augen der Welt spinnst sich der vierte Akt an. Das neue Reich ist verheißen, wie es gegründet werden sollte, ist nicht offenbar geworden. Der Biograph scheut sich, die dunklen Wege zu gehen, wohin die Spuren weisen. Er bebt zurück, von der Prophetin — es ist noch die Zeit der Weiße — den Schleier zu heben. (I, 232: „Dans un but dont nous n'avons pu nous rendre compte exact, et dont nous avons mis une certaine discrétion à sonder le mystère, Fontaine avait rêvé une sorte d'union mystique entre son frère et Madame de Krüdener.“) Fontaine hat einen Bruder, einen Schwächling an Leib und Geist; die Kummrin nennt ihn den Vierten. Er wird der Krüdener in mystischer Weiße verbunden. Vier Jahre lang, fast bis in den Zenith ihrer Prophetie, von 1811 bis 1814, hält sie fest an dem unheimlichen Bande. Dann sendet sie den Vierten nach Genf in die Kur des Dr. Butini und entläßt ihn mit einer Pension. Denn nichts kümmert sie weniger, als die Sorge um Geld. Ihre bangherzigen Gläubiger verweist sie auf Gott. Der französischen Freundin, die bekehrt ist, und ihr Geld leiht, allein Sicherheiten verlangt, schreibt sie: „Auf den Herrn bauen, ist die einzige Sicherheit hinieden. Er liebt nicht die klug Berechnenden; er liebt die Kinderseelen, und wie sollten seine Kinder zweifeln an seiner Barmherzigkeit und verzagen um ihr täglich Brot!“ Als der Krieg Rußland überzieht, jauchzt sie in dem Gedanken, die Feinde könnten ihr Gut ver-

wüßten, ihr Haus niederbrennen, ein Brandopfer dem höchsten Gott. Offenbar hat sie die Weihe überstanden und wird noch lange getragen vom Gefühle ihres Berufs. Der Schein der Verklärung geht von ihr aus und reißt ihr viele Herzen zu, wie in einem Flammenstrom. Namentlich aus Genf kommen die Jünger. Dort beginnt der Kampf der Auserwählten mit der entarteten Kirche. Die Herren vom Konfistorium verfolgen die mährischen Brüder; sie drohen, wenn er nicht ablasse von der Krüdenner, den jungen Empyrtaz auszustoßen; lange schwankt er, aber ihre Worte, ihre Briefe reißen alle hin. „Auf den Flügeln der Liebe,“ schreibt sie, „wollte ich getragen werden nach Genf, mit euch, Brüder und Schwestern in Christo, heilige Tränen zu weinen; euch allen zuzuschreien aus der Tiefe des Herzens: Seid standhaft, bleibt treu! Denn alles ist eitel, außer die Tränen der Frömmigkeit. Leben kann nur, was der Odem des Lebens anhaucht; selbst die Himmel vergehen; die Gebete sind ewig. Die Tage der Trübsal brechen an; den Treuen aber wird vorkämpfen der Löwe aus Juda. Schon geht im Osten ein strahlender Morgen auf nach der Nacht des Jammers. Mut! Der Ewige selbst ist mit uns.“

Von Basel läßt sie Traktätchen ausgehen mit Weissagungen. Aber noch geht sie unsicher auf dieser neuen Bahn, sobald sie aus der unklaren Ekstase zu bestimmter Vorherverkündigung sich sammelt. Das Jahr 1816 will ihr nicht aus dem Sinne: 1816 werden große Dinge geschehen. Als die großen Dinge schon früher vorüber sind, schweigt sie von 1816. So vergehen die Jahre 1812 und 1813. Bald betet sie mit den Armen; bald erholt sie sich am Hofe von Baden, tröstet die Königin von Holland, tröstet die Kaiserin von Rußland; oft als Prophetin, gemessen in Schritten und Worten, scheinbar arglos mitten im unauslöschlichen Gelächter des Hofgesindels. Ob sie es ertragen hat in christlicher Demut, ob in der Stille gerüstet zur großen Rache?

Im September 1814 ist sie im Elsaß, in Waldbach bei Oberlin. Dorthin begleitet sie der junge, schwärmerische Empyrtaz. Den Morgen verbringt man im stillen Gebet auf den Knien; zu Mittag versammelt sich alles; die Gespräche sind einfach, wie die der Apostel, gewürzt mit dem echten Salze; nach der Tafel macht man einen Spaziergang. Die Luft liegt weissagungsvoll auf der Landschaft. In den Dörfern sagt den Bewohnern eine innere Stimme, wann die Heiligen kommen: man



geht ihnen halbwegs entgegen. Aus dieser Stille im Elsaß nun schreibt die Krüdener am 27. Oktober 1814 einen denkwürdigen Brief an das Fräulein Stourdza nach Wien, wo der Kongreß tagte. Es ist ein Meisterstück von Frömmigkeit und Schlaueit, doch liest sich zwischen den Zeilen, wie das ausgebrannte Herz sich immer noch sehnt nach einer Umarmung von Himmel und Erde, wie die irdische Höhe noch einmal mächtig werden will über die himmlische Niedrigkeit. Den Schlüssel zum Verständnis findet man im Rückblick auf die erste Periode ihrer Prophetie. Es sind aus dieser Zeit viele Briefe erhalten an Innerliche und Außerliche. Wie sie zu jenen spricht, haben wir erfahren; suchen wir nach gleichzeitigen Proben vom Briefstil mit Außerlichen. Der fromme Biograph selbst vermag den Unterschied nicht zu leugnen. Er gesteht, sie gebe sich der Frau von Staël offen und ohne Rückhalt hin, nur eines verschweige sie ihr: die Wunder, die sie erfahren. („Les faits extraordinaires, qui l'auraient peut-être étonnée sans l'édifier.“) Wie anders mit Elias Wegelin, der Frankreich in der Schweizergarde gebient und in einer furchtbaren Schlacht sich Gott gelobt, wenn er mit dem Leben davonkäme. Er war gerettet und hatte lange nicht gewußt, wie sein Gelübde einlösen. Da hatte ihn ein Traum auf ein Buch verwiesen, und auf eine Seite im Buche; es war eine Schrift der Antoinette Bourignon, die 1680 unter himmlischen Gesichtern entschlafen war. Er hatte gelesen und sich bekehrt und war eingegangen in die Gemeinschaft der Sehenden. Seine Seele gehörte jenen heiligen Frauen, deren himmlische Kette eine Zierde fand in der Dame Guyon und in der Krüdener, die „hundert Jahre darauf erschien“, ihren Schlußstein. Nirgends so verschwenderisch mit ihren inneren Erfahrungen gibt sich die Krüdener hin, als in den Briefen an Wegelin; da findet sie nicht Worte genug, aus dem Brunnen ihrer Entzückung zu schöpfen, mit ihm zu preisen ihre himmlische Niedrigkeit. Dem Prinzen von Signe aber, dem nicht „heilige Frauen“ es angetan, schreibt sie mitten in den Jahren der Prophetie: „Ehemals gab es Hexen; heute schilt man mich Zauberin und warum? Habe ich etwa noch die hübschen, blauen Augen von ehemals? Ach, hätte ich sie! Dann wollte ich mich mit Ihnen trösten, der Sie wissen, daß ich mich nie empört habe, außer gegen die Langeweile. In der Politik vollends bin ich ein Turteftäubchen an Unschuld.“ Und an Norvins: „Was verlange ich

mehr nach der Eitelkeit der Welt! Man sagt, ich besitze alle Gaben, in der Gesellschaft zu glänzen. Ich brauchte vor kurzem nur Ja zu sagen, und es heiratete mich ein immens reicher Mann, ein vornehmer Mann, ein Prinz; ich hätte ein elegantes Haus in Paris gehabt, eine Reise in Italien. Ich bin immer leidenschaftlich geliebt worden und bin es noch. Alles, was im Leben verführerisch süß ist, steht mir noch heute zu Gebote. Und auch mein Geist ist nicht arm; ich besitze alles, um Gnade zu finden selbst vor den Augen der Philosophen.“ Armes Weib! Mit dem einzigen Anrecht auf Gnade nur von Weiberherzen; denn ihnen allen bleibt sie seelenverwandt, sie alle weiß sie zu rühren, mit bewundernswürdigem Takte eine andere vor Königinnen, eine andere vor Kammerzofen. Noch aus Niga knüpft sie mit dem Fräulein Cochelet an, der Vertrauten der Königin Hortense (Mém. de Mademoiselle de Cochelet, II 63 ff.). Es ist ein Versuch, den Faden der höheren Gesellschaft wieder zu fassen. Mit Gott beginnt die Epistel. „Mein Brief,“ schreibt sie, „ist ernst und herbe. Das Leben hat mich vieles gelehrt; ich will nichts mehr gemein haben mit Täuschungen; ich kenne nur eines: Wahrheit; ich müßte eine andere sein, anders zu reden. Nur in Gott ist Friede. Die Königin trauert: hätte ich ihr Kronen zu bieten, würde sie darum glücklicher? Ihre Tugend gleicht dem Meere: nie erscheint es schöner als in Stürmen. Das habe ich von ihr jenem weiblichen Engel gesagt, der nun nicht mehr ist (der Königin von Preußen). Er hat sie nicht gekannt, aber er hat mir den Gruß des Friedens an sie aufgetragen. Beide sollten leiden, denn beide wurden auserkoren. Und wie geht es der lebenden Dulderin? Ist sie gesund? Wo wird sie den Sommer zubringen? Ich habe hier die junge Kaiserin von Rußland gesprochen; sie ist fromm, schön, unglücklich. Ich habe ihr die Königin geschildert, wie eines jener himmlischen Gesichte Raphaels, das aller Augen fesselt. Ich besaß eine prachtvolle Malachitvase, sie ist zerbrochen angekommen; so wage ich nicht, sie Ihnen anzubieten. Ich erwarte eine andere aus Moskau; mein Bruder, der den Sommer in den Bädern Asiens verlebt, soll sie mir schicken. Sie erhalten sie hoffentlich mit dem nächsten Kurier. Erzählen Sie mir, sobald Sie Ruhe finden, etwas vom Hofe. Ach, dürfte ich Sie einmal wiedersehen, dürfte ich der Königin jene ehrfurchtsvollen Huldbigungen darbringen, jene ritterliche Hingabe des



Mittelalters, wie ich sie in meiner Dithilbe geschildert habe. O, wie würde sie dieses Werk lieb gewinnen! Unter dem Segen des Himmels ist es geschrieben. Nur darum wage ich zu behaupten: es ist reich an Schönheiten. Adieu! Adieu! Drücken Sie in meinem Namen voll Ehrfurcht jene königliche Hand ans Herz, die ich mit meinen Tränen zu benetzen dürfte! Tausend und tausendmal leben Sie wohl!“ Solche Proben gemischten Stils halten jedoch den Vergleich nicht aus mit dem Briefe an die Stourdzja, einem Muster harmonischer Wirkung doppelter Seelenstimmungen, voll Taubeneinfalt und Schlangenklugheit. Die Stourdzja liebte den Kaiser mit reiner Liebe mitten unter den Zerstreuungen, welchen sie nicht ohne Schmerz fern stand. Wie sie schwankte zwischen leidenschaftlicher Liebe und schwärmerischer Frömmigkeit, mußte ihr Herz getroffen werden von jedem Worte der Krüdenner, welche sie kennen gelernt und durchschaut hatte und ihr nun schrieb: „Aufwärts! Aufwärts in die Höhe; hinan den Berg, den die Götzendienner herabsteigen! Erst von dem Gipfel hinab in den Ozean der wahren Liebe, du Berufene, die Gott gesetzt hat in ein Volk mit Kindes- und Heldenseele, ein Volk, das in der furchtbaren Zeit aufsteht, zu streiten für Gott. Von Osten kommt das Licht! Strahlend geht es auf, ein Tag der Rache für das schuldbesleckte Frankreich. Die Lilien sind verdorben, welche das Sinnbild sein sollten himmlischer Reinheit: der Schnitter kommt, sie zu schneiden. Von Osten kommt die Schar der Benedeiten! Ich habe gestanden, ruft sie aus, auf dem Schemel des Höchsten und habe weit hinausgeschaut ins Land. In der Gemeinschaft der Innerlichen, unter vielen heiligen Frauen sind die Befehle Gottes an mich ergangen. In tiefer Trauerkleidung bringe ich meine Tage in Gebet und Reden. Männer haben zitternd um mich gestanden; die Leichtfertigen erbleichten; die Wisensklühen senkten die Augen; die Kältesten wurden warm; haßzerfressene Spanier haben mich beschworen, in ihr Land herabzusteigen und den Frieden zu verkünden. Ich habe nur eine Aufgabe; alle irdische Lust ist tot auf ewig. Was ich fange, liefere ich aus den Heiligen Gottes; was ich liebe, liebe ich, um es zu läutern. Nicht wahr, süße Freundin, das ist die Liebe, die ewig gewinnt und nie verliert? Sie haben mir,“ fährt sie fort, und darin liegt der Kern des Briefes, „viel vom Kaiser

Schirren, Walter von Plettenberg. Frau von Krüdenner.

4

geschrieben, von der Größe und Schönheit seiner reinen Seele. Ich kenne ihn seit langem. Vor Gott ist er mir aufgeschlossen worden, und ich weiß seit langem, ich werde ihn sehen. Ich habe ihm viel zu offenbaren, denn der Herr hat mir gezeigt, wozu er ihn auserlesen hat. Er wird siegen. Ich selbst entsage aller Größe, allem irdischen Purpur. Mein Herz gehört nur dem Heilande. — Der Fürst Golitsyn hat mir tausend Taler überschickt für unseren alten Jung. Ich errate die Hand, die sich geöffnet, aber ich schweige. Möge der Höchste diese Hand segnen; mögen die Füße dessen, der den Frieden bringt, einhergehen vor ihm.“ „Ich habe,“ schreibt sie am 4. Februar 1815, „einen Augenblick besorgt, mein Brief könnte Sie beunruhigen. Ich sprach darin auch von meiner ehrfurchtsvollen, tiefen Bewunderung für den Kaiser. Die Hoheit seiner Mission ist mir noch neuerdings so offenbart worden, daß Zweifel Sünde wäre. Ich bete die Allmacht des Herrn an, der mich, sein Werkzeug, mit seiner Gnade gesegnet hat. Wie wenig ahnt die Welt von den kommenden Dingen! Ja, liebe Freundin, ich habe ihm immense Dinge zu offenbaren, und wie auch der Fürst der Finsternis gegen ihn andringe und zu scheiden trachte die, welche ihm von himmlischen Dingen reden, der Ewige ist mächtiger und behält den Sieg. Ich selbst bin nichts: ich habe allem entsagt; ich frage nicht nach Gunst, nicht nach Tadel. Das war es, was ich in jenem Brief schrieb. Der, auf welchen Sie geantwortet haben, war zwölf Seiten lang. Haben Sie ihn ganz erhalten? Das ist eine seltsame Frage. Vielleicht auch haben Sie ihn nicht ganz gelesen oder ihn anderen gezeigt. Ich will Ihnen erzählen, was die Königin von Preußen mir schrieb: „Haben Sie meinen Brief erhalten? Die Postmeister und die Meister der Postmeister hätten nichts darin gefunden, als ein Herz, das ganz Gottes ist.“ Es sollten diese Briefe der Krüdener für Stumpfsichtige mit Kommentaren erscheinen. So köstlich ist jedes Wort berechnet! Wie geschickt ist alles angelegt, daß diese Briefe dem Kaiser in die Hand kommen; wie wehmütig anregend und schmeichelhaft für ihn sind die wenigen Worte der Königin von Preußen; wie vorsichtig drängt sich die Prophetin in die Nähe seines Herzens; wie weiß sie die Saiten seiner schwärmerischen Freundin zu rühren. Und in allen Variationen dasselbe Doppelthema. „Wir haben hier,“ schreibt sie, „einen alten Kapuziner aus dem Schwarzwalde; er hat



nur den Armen gelebt und liegt an seinen Wunden nieder; sein einziges Gebet ist, Gott wolle ihm die leibliche Qual seiner Schmerzen steigern; dann liegt er mit gefalteten Händen; himmlische Gesichte gehen ihm auf: er sieht den Himmel offen und die Engel und der Heiland sehen auf ihn nieder. Auch Ihnen, süße Freundin, sind die schönsten Kronen vorbehalten, zöge nicht die Liebe allen Kronen den Ruhm vor, geliebt zu haben!" Und am 15. April 1815: „Wir sind von der überreichen Gnade des Ewigen merklich gesegnet: was in Paris am 20. März geschah (Napoleon war von Elba eingetroffen), das hatte uns einer aus unserer Mitte vor drei Monaten weissagend eröffnet; das aber, was ich Ihnen von den Völkern schrieb, hat eine höhere Erleuchtung unmittelbar mir eingegeben. Selbst die tiefsten und geheimsten Gedanken des Kaisers, alles was ihn in seiner Seele vorbereitet zu dem hohen Beruf, vor dem die Völker staunen werden, alles liegt offen vor dem Blick der unwürdigen Dienerin, die berufen ist, ihm große Dinge zu verkünden. Ich bin gewappnet gegen Verleumdung; man meint, da ich so vieles vorauswisse, sei ich eingeweiht in die politischen Händel. Ach, wüßte ich nicht mehr, als was in den Kabinetten vorgeht, wie wüßte ich wenig, wie ginge ich irre in Finsternis!" Und am 18. Mai: „Wie sehne ich mich, mit Ihnen zu reden von unserem vielgeliebten Kaiser und von dem hohen Beruf, der ihn erwartet. Auch nicht der leiseste Zweifel ist mir geblieben: mir hat der Herr es offenbart, mir, der elenden, unwürdigen Kreatur! Süße Freundin, beten, beten Sie! Die Zeit ist nahe. Beten Sie für den Erwählten des Herrn! Beten Sie für die arme Freundin, sie braucht höhere Kraft für ihre heiligen Pflichten; beten Sie! O, wie ahnt die Welt nicht, was alles geschehen wird!" Das Öl der Phantasie brennt aus; aber die Wirkung ist erreicht. Mit jedem neuen Briefe eilt die Stourdza zum Kaiser.

Unterdes beginnt der neue Krieg; Alexander verläßt Wien und verlegt sein Hauptquartier nach Heidelberg. Als er erschüttert von den Ereignissen des Jahres 1812 aus Riga aufbrach, da hatte ihm eine Hofdame, ich weiß nicht, ob die Stourdza, den einundneunzigsten Psalm in die Hand gedrückt: „Wer unter dem Schirm des Höchsten sitzt und unter dem Schatten des Allmächtigen bleibt.“ An der Grenze hat er ihn tiefbewegt gelesen und Gott schien mit ihm zu gehen. Moreau war für ihn gewonnen; ein entscheidender Sieg wurde er-

4\*

fochten. Aber Moreau starb und das Glück wich von den Russen. Da sah man den Kaiser tiefgebeugt und erschüttert; er zog sich zurück vom Oberbefehl und rief Gott an, für ihn zu kämpfen. Rasch aufeinander folgten die Tage von Kulm, von Großbeeren, von Leipzig. Des Kaisers Herz wurde dankerfüllt und gottselig. Es kamen die Feste von Wien. Aber alle Überwindung der Welt stillt nicht die Sehnsucht nach Selbstüberwindung. Nach den Stunden der Siegesfreude kehrt die Seele stille in sich ein. In solcher Einkehr kam der Kaiser nach Heilbronn. Von der Last des Tages ermüdet, fühlt er sich einsam; er greift zur Bibel; er denkt an die Stourdza, die geistvolle Freundin, an die Krüdener, von der sie ihm vieles erzählt hat; er sehnt sich nach frommen Gesprächen; da klopft es und der Fürst Wolkonski meldet voll Unwillen, eine Frau verlange zudringlich Einlaß: sie nenne sich Krüdener. „Madame de Krüdener! Madame de Krüdener!“ ruft der Kaiser und öffnet die Thür. Sie tritt ihm entgegen; sie liest in seinem Auge; sie fühlt sich hingerissen und weiß nicht zu enden in der Beredsamkeit ihrer Gebete. Einmal nur, scheinbar bestürzt, hält sie inne und fleht um Vergebung für ihre Kühnheit. Aber er beschwört sie, zu sprechen: ihre Worte seien Musik für seine Seele. Drei Stunden ist sie bei ihm und heimgekehrt, vergeht sie vor Seligkeit und findet nur die Worte: „Meine Seele lobfinge dem Herrn! Meine Seele beneidee den Ewigen!“

Wohin nun der Kaiser reist, überall folgt sie ihm nach. Die Abende vergehen in Gebet und Erbauung; meist bezeichnet der Kaiser die Stellen in der Bibel. Die lange Verkannte ist gerecht geworden; alles drängt sich an sie: die Spötter werden Neophyten des Glaubens. Am 21. Juni bringt ein Kurier die Botschaft von der Niederlage von Quatrebras und Ligny; der Kaiser zieht sich zurück, betet und öffnet den siebenunddreißigsten Psalm: „Erzürne dich nicht über die Bösen; sei nicht neidisch über die Übeltäter. Denn wie das Gras werden sie bald abgehauen und wie das grüne Kraut werden sie verwelken.“ Gestärkt begibt er sich zu seinen Alliierten, erhebt ihren Mut, beschleunigt den Ausbruch der österreichisch-russischen Armee und ist siegesgewiß. Unterdes kommt die Nachricht vom entscheidenden Siege am 23. Juni. Den Abend verbringt er in Gebeten; den Morgen bricht er nach Paris auf. Er wohnt im Elysée Bourbon. In's Hotel



Montchenu zieht die Krüdener. Vergebens empört sich die sündige Stadt gegen die Prophetin. Talleyrand sammelt in seinen Salons vergebens die liebenswürdigsten Frauen. Nach wie vor erscheint der Kaiser abends bei der Krüdener und in der Ferne weint die Stourdzja Tränen des Dankes, so oft sie — jetzt feltener, als vormalis — einen neuen Brief der Freundin öffnet und liest: „Wie ist er groß in seiner einzigen Größe, als Christ! Wie lehren sein Glaube, seine Milde, seine ganze Kindesseele in all seinem Leben die Merkzeichen Gottes erkennen, den er allein liebt und den Heiland. Beten, beten Sie für den Auserwählten des Herrn!“ Am 11. September, seinem Geburtstage, hält er die große Revue im Felde von Vertus. Die Krüdener muß ihr auf seinen Wunsch beiwohnen. Unter Gebeten reißt sie hin und zurück. In politischen Dingen freilich bleibt sie „ein Turteltaubchen an Unschuld“. Außer den für den Kaiser nicht unangenehmen Phrasen: „Die Engländer zittern auf ihrer Insel“; „Das Deutsche Reich schwankt in seinen Grundfesten“, variiert sie unabhängig nur ein Thema: „Die Türken kommen“. Es war eine alte Idee. Aus dem Mittelalter hatte die Verkündigung vom Kommen der Tartaren sich auf Swedenborg vererbt und seine Jünger übertrugen diese Weissagung auf die Türken. Auch an der heiligen Allianz hatte die Krüdener keinen Anteil, als daß sie unter stillen Gebeten horchte, wenn Alexander ihr von seinen Plänen erzählte, wie er, in Erinnerung der anbetenden Könige, den Kaiser von Osterreich und den König von Preußen zu gewinnen gedenke zu einem heiligen Bunde, der Gott, dem Vater, dem Sohne und dem Geiste, in Dankbarkeit Ehren bringe. Aber so wenig sie einzugreifen vermochte in den äußeren Gang der Dinge: ihr Selbstgefühl zitterte vor süßer Aufregung unter dem Schleier der Demut. In der Stille durchkostete sie alle Macht der Erde. Denn sie war nicht eine früh eingeschlossene Nonne. Sie hatte genossen, was das Leben bietet; sie war gewandelt unter dem Regenbogenglanz, in dem die himmlischen Strahlen im Dunste der Erde sich brechen; sie hatte gelebt und geliebt und in der stillen Kammer fühlte sie nach-erinnernd durch die Wände des Gemachs den ruhelosen Pulsschlag des Lebens draußen, das Drängen und Forschen um ihre Schwelle; sie glaubt sie zu vernehmen, alle die zahllosen Fragen der Neugierde, des Neides, der Bewunderung, und allabendlich, wenn sie die Lichter an-

gezündet hat und zwischen ihren Strohstühlen erwartend auf und ab geht, wo kein Spiegel ihr Bild zurückwirft, da spiegelt sich in ihrem Herzen der Himmel mit seiner Seligkeit — sie fühlt sich als Auserwählte Gottes, da spiegelt sich die Erde mit allem Reize des vollsten Machtgeföhls — denn der Mächtigeste der Erde kniet demütig unter der Wirkung ihres Gebetes. Sie hat das Höchste erreicht, wonach sie zu streben vermochte. Ist sie glücklich? Ist sie eingelehrt in den Frieden Gottes? Und, als nun der Kaiser von ihr scheidet und Paris verläßt, was bleibt ihr da noch auf Erden, welcher neue Reiz, welche Sorgen, welcher Beruf?

Das Schicksal bleibt ihr die Antwort nicht lange schulbig. Schon in Paris waren ihr einmal die Heiligen von Rappenhof ungeliegen gekommen. So hieß das Gütchen, welches sie in Württemberg als Saatkorn des neuen Reichs für die Fontaineschen Innerlichen angekauft hatte. In welcher enger Verbindung sie selbst zu ihnen stand, haben wir gesehen. So durften Fontaine und die Seinen ungescheut zu ihr eindringen und die Kummrin hatte weißgekleidet, mit geschlossenen Augen in höchster Ekstase dem Kaiser den Willen Gottes verkündet: er habe der innerlichen Gemeinde zu Weinsberg dreihundert Gulden zu zahlen. Er hatte nichts gezahlt und die Krüdener vor diesen Leuten gewarnt.

Nun, als die Rechnung auf den Kaiser fehlgeschlagen war, hatte Fontaine die Maske abgeworfen. Seine innerlichen Konventikel, denen Frauen und Mädchen beiwohnten, hatten allmählich so äußerliche Wirkung, daß die württembergische Polizei ihn Landes verwies und Rappenhof Schulden halber konfiszierte. Der Kaiser, als er davon erfuhr, war im tiefsten verletzt; die Frau, der er geistig, unter Gebeten, sich hingegeben hatte, stand in Gemeinschaft von Leuten, welche für Zuchthausstrafen reif waren. Er ließ sie das wissen. Was in ihrer Seele vorging, hat sie streng verschlossen. Nur einige Zeilen der französischen Freundin lassen erraten, wie furchtbar sie litt. Es war der jäheste Sturz von der Höhe: angebetet, solange der Kaiser sie hielt, war sie nun, als er sie fallen ließ, preisgegeben dem Schimpf der Menge. Erst nach wochenlangen Seelenkämpfen war sie gefaßt. „Ich nehme mein Kreuz auf mich,“ schrieb sie, „und bin glücklich in Armut und Verfolgung. O, wie furchtbar arm kann man sein auch mit einer Kaiserkrone.“ Sie hatte das Lösungswort dessen genannt, was ihr



noch übrig war, auf Erden zu genießen: Armut und Verfolgung. Nun kehrte sie ganz zu ihren Konventikeln zurück; nun segnete sie die Verleumdung, die sie erlitt; nun hungerte sie täglich mit den Armen; nun stieg sie ganz hinab in die Mitte der Fischer und Zöllner und betete, daß die Tage bald kämen, wo sie einginge zu den Märtyrern.

Und die Tage kamen. An der badischen Grenze, gegen Basel zu, kauft sie ein Häuschen, das Hörnlein genannt; dort sammeln sich die Armen, die Ausfähigen, mit ihnen die Faulenzer, die Landstreicher. Für alle hat sie Raum, für alle Geld: Tausende kommen und gehen, das Wort der neuen Lehre zündet in den Gemüthern: der Friede Gottes kehrt ein in das Herz, der Unfriede der Welt in die Familien. Die Spar samen tun ihren Kasten auf und ihre Kinder hungern, damit die Armen im Hörnlein satt werden. Junge Mädchen wallfahren, Empyrtaz zu hören, und keine, die ihn gehört, denkt wieder an Tanz und Scherze. Ober die Heiligen wandeln lehrend und bekehrend von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt. Bald wächst der Lärm, die Kirche gerät in Aufruhr, die Polizei schreit Peter; man weist die Heiligen aus; man verstoßt sie: sie schütteln den Staub von den Füßen und gehen nach Hause, ins Hörnlein. Mißernten kommen ins Land; drei Monate fällt fast ununterbrochen Regen; das Korn fault auf dem Felde; der Schwarm der Hungernden drängt so dicht im Hörnlein, daß man im Freien schläft, ißt und predigt. Einmal wird das ganze Haus zur Küche verwandelt; siebenhundert Arme lagern auf der Landstraße und warten auf die Suppe. Der letzte Schmuck wird versetzt; das Geld aus Livland ist längst verschwunden. Aber es geschehen Wunder, wie in den Zeiten des beginnenden Heils. „Ich bin ansgewiesen,“ schreibt die Krüdener, „aus Zürich, aber ich habe geredet; das Volk umdrängte mich; Geistliche und Studenten erhoben die Stimme und riefen: „Wer wagt seine Hand aufzuheben gegen diese Frau?““ Der Geist der Weisagung ist mächtiger in ihr als je. Wie sie einst unerstigliche Höhen erstiegen ist, so heilt sie nun durch Gebet unheilbare Kranke. Mit neunzehn Broten, so erzählt sie, und etwas Haserjuppe speist sie unter Gebeten neunhundert Hungerige und alle werden satt. Endlich nach den Wundern geht an die Zeit der Verfolgung. Mit Gendarmen wird sie von Stadt zu Stadt, aus der Schweiz gebracht; mit Gendarmen durch Württemberg, mit Gendarmen nach Preußen, mit Gendarmen

über die russische Grenze. Aber unterwegs hält sie noch oft Reden, im blaueidernen Kleide, unter dem weißen Schleier, in lebhafter Bewegung des Auges und der Stimme und unter Lobpreisen Gottes trifft sie aus Riga in Koffe ein.

In reichbegabten, feinbefaiteten Menschen, wenn ihre Entwicklung nicht im Gleichgang begonnen und weitergeleitet, sondern öfters bald in plötzlicher Reizung beschleunigt, bald in Abspannung gehemmt war, pflegt das Leben nach dem einmal überkommenen Rhythmus bis in das Grab ungleich zu pulsieren. Da ist kein ruhiger, gleichmäßig-tiefer Fluß; kein sicheres Bett, keine scharfgeschnittene Sohle: bald geht der Strom reißend mit Schnellen und Stürzen; bald seicht, als wollte er in die Erde verrinnen und in die Atmosphäre aufgezogen werden mit seinem letzten Tropfen. So war das Leben der Krüdener, von Anbeginn bis ans Ende. Nun finden wir sie wieder, aufgeschreckt aus dem letzten großen Berufe, dem sie zu dienen meinte; verfolgt, aber nicht getötet, wie in den ersten Zeiten des Heils; von Gendarmen geplagt, aber nicht aufgenommen in die Reihe der Märtyrer. Einsam in wachsender Ermattung sitzt sie auf ihrem Gute in Koffe. Zwar die Tage vergehen wie draußen, im Umgange mit Innerlichen, in Gebet und Predigt; zwar manchmal noch leuchtet das Auge der Prophetin, wenn in ihrem Hofe Esten und Letten andächtig sich sammeln, wenn sie inmitten kleiner, weißgekleideter Bauernmädchen, die alle die Hände falten, niederkniet zum Gebet für Leib und Seele geliebter Wesen, oder wenn sie an den Peipussee hinausfährt, in die Dörfer der Russen, in welchen sie besondere Anlagen spürt, innerlich zu werden. Aber immer schwächer, immer seltener tritt solche Festfreude ein; immer matter wird das Herz; immer tiefer sinkt der Blick in die Seele. Unheimlich wird ihr, wenn sie der vergangenen Jahre denkt. „Gott, mein Gott,“ betet sie, „hast du mich verlassen? Ist das Licht hingegangen über mir gen Abend?“ Jetzt erst scheint sie sterben zu wollen, um zu leben. Noch einmal freilich geht dem eiteln Herzen ein schwacher Morgenschein auf. Die Griechen erheben sich. In ihrem Geiste erwachen die lange vergessenen Weissagungen von den Türken. Hat sie doch noch das letzte Werk zu tun, das unversucht ist: einzugreifen mit weltlicher Wirkung in das Leben der Völker. Sie reizt sich noch einmal, über die ermattete Spannkraft ihrer Seele. Sie reist nach Petersburg, sie ver-



langt nach dem Kaiser, sie predigt, sie verkündet Gottes Zorn: aufstehen soll die ganze Christenheit, voran der christliche Held, zum Kampf für das auserwählte Volk im Süden. Aber was hat Alexander jetzt mit ihr gemein? Er läßt sie warnen; er schreibt ihr und schilt sie freundlich; dann verbannt er sie aus der Hauptstadt. Und nun scheint die Zeit der Prophetie beendet: der vierte Akt spielt aus. Zwar kehrt sie zurück nach Koffe, aber Überdruß überschleicht sie; der Körper erkrankt. Eine Gefinnungsfreundin, die Fürstin Golizyn, führt schweizer Fromme zur Ansiedlung in die Krim und bittet sie, mit ihr zu reisen. Sie bricht auf, so ermattet, daß sie die beschwerliche Landreise nicht zu ertragen vermag: auf Barken geht die Reise langsam die Wolga stromab dem neuen Lande entgegen.

Sammeln wir uns vor dem letzten Akte, dem kürzesten, aber entscheidenden. Ein Leben ist vor uns abgespielt, wir sind ihm gefolgt durch anscheinend entgegengesetzte Entwicklungsreihen. Ein Menschenherz ist uns erschlossen worden, nicht arm an Gaben, reich an Widersprüchen. Voll Verlangen nach Liebe, ohne Vermögen zu lieben; voll himmlischen Mitleids, aber ohne die Krone herzlicher Selbstentfagung; nicht ohne Sehnsucht nach Wahrheit, aber von falschen Zielen irreführt, endlos zurückverfallen in die Tiefen der Täuschung. Es ist von erschütterndem Eindruck, in dieser Weibeseele lange zu lesen. Von ihren Briefen ist so viel erhalten, daß wir in jede Falte zu blicken vermögen; kein Schleier hilft, keine künstliche oder krampfhaftige Bindung: das Verborgenste spricht sich aus, unendlich klarer, als sich in Kürze aufdecken läßt. Denn dieser Fehler haftet allen gedrängten Lebensbildern an, daß das Gute und Große übermenschlich, das Schwache und Sündliche nicht ohne Verzerrung erscheint. Und der Fehler verdoppelt sich, wenn in flüchtigen Zügen aufgedeckt werden die Seelengeheimnisse einer Frau: vielen ist es eine Enttäuschung, wie im Tempel zu Saïs. Allein fragen wir uns ernstler: es war doch nicht die Frau, die uns anzog. Wäre sie vereinsamt gestanden, eine Anomalie, eine reizende oder unselige Erscheinung, die flüchtig in nichts verginge, sie hätte uns solange nicht beschäftigt. Ihre tiefere Bedeutung wird erfafst, wenn wir sie verfolgen in der geheimen Verkettung der Seelenfäden, mit welchen sie geknüpft ist rückwärts an die Entwicklung des vorigen Jahrhunderts, — welche nach vorn übergehen in dieses Jahr-

hundert und sich immer feiner, aber verwebt wie ein Spinnewebe, herüberziehen in die Gegenwart. In diesem Zusammenhange erscheint uns das Leben der Krüdenner, so weiblich es sich im persönlich Kleinen bewegt, als ein Teil der Geschichte selbst. In diesem Sinne sammelt sich in ihr, was von den beiden Polen her, von oben und unten, vom Himmel und von der Erde, in alter Gegensetzung das Herz bewegt und, wollten wir kurz die Summe dieses Lebens zusammenfassen: es ist die Offenbarung der Selbstsucht des Herzens; es ist zugleich der Kampf, solange noch ein Tropfen frischen Blutes in den Adern rinnt, der Kampf, in welchem das Gesetz des gewöhnlichen Lebens sich empört gegen das Gesetz der Wiedergeburt, und erst in diesem Kampfe wächst die Sünde zur vollen Größe, zur Heuchelei und zur Sünde. Wann kommt der Friede?

Im Herbst 1824 langte die Karawane der Frommen in Karassu-Bazar an; man richtete sich friedlich ein, die sechzigjährige Frau wird gepflegt von allen, die sie lieben; aber ehe der Winter kommt, verfällt sie in heftiges Brustleiden und qualvoll frißt ein Krebs in ihrem Innern. Vergebens alle Kur, alle Linderung vergebens. Keine Außenwelt stört den Frieden, wenn er nun kommt, auch keine selbstgeschaffene der Einbildung. Nichts ist geblieben, als die Gewißheit des Todes; die Phantasie stirbt; die Seele kehrt einzig in sich ein. Nun ist der Friede gekommen; nun ist die Wiedergeburt ohne Kampf; denn was kämpfen konnte, hat ausgekämpft; einst sollte der Geist sterben, um zu leben: nun ist der Leib tot, da er noch lebt. Nun wird geopfert, was des Opfers kaum wert ist. Nun wird ins Gericht gegeben, was längst gerichtet ist. Das ist auch eine Wissenschaft der Wiedergeburt. — Das Zimmer der Kranken ging auf die Straße; vor dem Fenster standen hohe Bäume. Es gab noch schöne Tage im Dezember. Dann ließ sie das Fenster öffnen und sah in die untergehende Sonne. „Liebt, liebt,“ sagte sie oft, „Gott gibt sich ohne Gebet, ohne Opfer, ohne Lockung denen, die lieben. In der Liebe vergehen die Sünden wie ein Strohhalbm in der Glut des Feuers.“ Es war der letzte Schrei der Erinnerung an das verlorene Eden. Sonst war sie umdüstert von Bußgedanken; sie beichtete ihre Sünden, ihre Täuschungen: „O, wie hasse ich mich,“ rief sie aus, „wie verachte ich meinen Leib und meine Seele. Wo ich einst Gottes Stimme zu hören mich vermaß, da war es Wahn-



wiß und frevelnde Eingebung des eigenen Stolzes. Nun habe ich nichts als seine Barmherzigkeit. Der Herr erbarme sich meiner!" So kam der Friede erst, da es keinen Preis mehr gab des Kampfes.

Täglich wird sie schwächer. Am 24. Dezember sind ihre Worte kaum vernehmbar; sie vermag nicht mehr die Hände zu heben. Als der Name der Dreieinigkeit genannt wird, verlangt nur noch der Blick nach dem Zeichen des Kreuzes. Um zwölf Uhr mit der beginnenden Weihnacht stirbt sie und die Leiche setzt man in dem Gewölbe der armenischen Kirche bei, um sie nachmals hinüberzubetten in den griechischen Kirchhof der Fürstin Golikhyn.

~~~~~  
Lippert & Co. (G. F&H'sche Buchdr.), Raumburg a/S.  
~~~~~





2. In erster Linie haben solche Schriftsteller Berücksichtigung gefunden, die mit der Heimat in engerem Konnex geblieben sind, und deren Lebensarbeit im wesentlichen abgeschlossen vorliegt.

3. Nur wirklich vollwertige Sachen sollen in die Sammlung aufgenommen werden, Vorträge und Aufsätze, die ein allgemein interessantes Thema in eigenartiger und formvollendeter Darstellung behandeln. Alles, was nur in fachwissenschaftlichen Kreisen Beachtung verdient, was nur sachlich interessieren kann, ist grundsätzlich ausgeschlossen worden.

Die ersten 5 Hefte werden — etwaige Änderungen vorbehalten, folgenden Inhalt haben:

- Hefte I: **Julius Eckardt**: Hamillar von Fölkersjahn. — Livländisches Stillleben.
- Hefte II: **Victor Hahn**: Über die Physiognomie der italienischen Landschaft. — Der Humanismus.
- Hefte III: **Karl Ernst von Baer**: Welche Auffassung der lebenden Natur ist die richtige?
- Hefte IV: **Karl Schirren**: Walter von Plettenberg. — Juliane von Krüdener.
- Hefte V: **Ernst von der Brüggen**: Dynamit. — Erdboden.

Die folgenden Hefte werden Aufsätze von oder über **Alexander von Oettingen**, **Hermann von Samson**, **Eduard Erdmann**, sowie weitere Beiträge von **Eckardt**, **Baer** u. a. enthalten.

Somit darf der Hoffnung Raum gegeben werden, daß dem baltischen Publikum hier ein Sammelwerk geboten wird, dem unter den zahlreichen Publikationen des Tages ein gesonderter Platz gebührt, und das den hohen Rang eines wirklichen Hausbuches beanspruchen darf, zu dem man in stillen Feierabendstunden immer wieder gern zurückkehrt.

Die Sektion für Literatur und Kunst  
des Deutschen Vereins in Livland.

Verlag von **Jonck & Poliewsky, Riga, Kauffstraße 3.**

**Mettig, C., Geschichte der Stadt Riga.** Mit Ansichten und Plänen, sowie Abbildungen im Text. Preis in eleg. Halbfranzband R. 5.80.

Vom demselben Verfasser erschien auch noch:

—, **Baltische Städte.** Skizzen aus der Geschichte Liv-, Est-, Kurlands. Zweite Auflage. Preis in hübschem Leinenband R. 1.80.

**Badendiek, H., Bauernhandel.** Rigasche Erzählung aus den Tagen unserer Großväter. Preis ungebunden R. 1.50, gebunden R. 2.—.

—, **Sankt Jürgen.** Rigasche Erzählung aus dem 13. Jahrhundert. Preis ungebunden R. 1.50, gebunden R. 2.—.

—, **Munkenbek.** Rigasche Erzählung aus dem 16. Jahrhundert. Preis ungebunden R. 1.—, gebunden R. 1.60.

**Girgensohn, Lotta, Ylo, Kaupos Sohn und Hans von Tiesenhusen.** Erzählung aus der Zeit von Rigas Gründung für die reifere Jugend. Mit vier Bildern von Oskar Herrfurth. Preis gebunden R. 2.40.

**Keuchel, Gustav, Göthes Religion und Göthes Faust.** Preis eleg. gebunden R. 4.—.

**Arbusow, L., Grundriss der Geschichte Liv-, Est-, Kurlands.** Mit 2 Lichtdrucktafeln und einer Karte. 3. umgearb. Auflage. Preis ungebunden R. 2.40, gebunden R. 3.—.

**Glasenapp, Gregor von, Essays.** Kosmopolitische Studien zur Poesie, Philosophie und Naturgeschichte. Preis ungebunden R. 3.—, gebunden R. 4.—.

**Stael von Holstein, R. Baron, Fürst Paul Lieven als Landmarschall von Livland.** Preis R. 3.—.

—, **Baron Hamilkar von Fölkersahm.** Preis R. 4.—.

Letzteres Werk bietet eine ausgezeichnete Übersicht der reformatorischen Tätigkeit des großen Patrioten.

**Unsre Heimat. Baltische Lieder.** Mit einer Photogravüre nach E. Bielenstein „Meine Heimat“. 2. Auflage. Elegant kartoniert. Preis R. 1.—.

Außerdem empfehlen wir zur Anschaffung für jede Privatbibliothek:

**Die lettische Revolution.** Mit einem Geleitwort von Prof. Th. Schiemann.

I. Teil: **Der Schauplatz \* Treibende Kräfte.** 2. Auflage. Preis broschiert R. 1.10.

—, II. „ **Die Sozialdemokratie \* Die Katastrophe.** 2. Auflage. Preis broschiert R. 3.30.

Supper & Co. (W. Pöyche Buchdr.), Raumburg a. S.